

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1908.

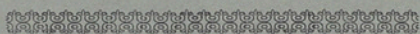
Nr. 264.

Die Staatsgefangenen auf Aarburg im Winter
1802/03.

Aus den Aufzeichnungen des Sekelmeisters Joh. Caspar Hirzel

von

Hermann Escher.



Kommissionsverlag von Fäsi & Beer.



Aquarell von Joh. Pfenninger

Zellweger

Reding

Würsch

AufderMaur

Hirzel

Kupferstich von Theod. Falckstein
Josef Maria

Die Staatsgefangenen auf Aarburg 1802/1803

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1908.

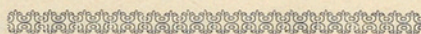
Nr. 264.

Die Staatsgefangenen auf Narburg im Winter
1802/03.

Aus den Aufzeichnungen des Seckelmeisters Joh. Caspar Hirzel

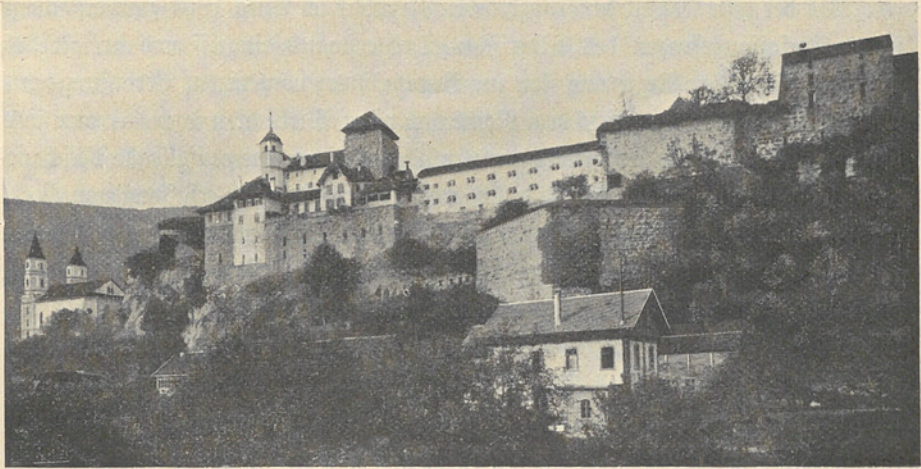
von

Hermann Eicher.



Kommissionsverlag von Fäsi & Beer.

J 6931



Die Aarburg von Südosten
 nach einer Aufnahme von Ed. Müller in Aarau.
 (Die Pfeile geben den Wohnraum der Gefangenen an.)

Das reichhaltige Archiv der Familie Hirzel, das in eifrigem Bemühen von dem derzeitigen Familienpräsidenten aus mannigfach zerstreuten Beständen zusammengebracht und im Jahr 1900 von der Familie als erstes der Stadtbibliothek für ihre hoffentlich stets wachsende Sammlung zürcherischer Familienarchive schenkweise übergeben worden ist, enthält mancherlei wertvolles Material über Familienglieder, die in der Geschichte Zürichs eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben. In dem vorigen Jahr veröffentlichten Kataloge des Archivs nimmt der Seckelmeister Joh. Caspar Hirzel (1746—1828), der zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der letzten Zeiten des alten Zürichs gehörte, eine ganz besonders bedeutsame Stellung ein. Es mag deshalb gestattet sein, in dem vorliegenden Neujahrsblatt an Hand der Materialien des Archivs eine Episode aus dem Leben des charaktervollen Mannes zu beleuchten, die zudem auch in der neueren Geschichte der Schweiz einen gewissen Platz einnimmt.

I.

In den helvetischen Verfassungskämpfen, in denen nach dem Sturze des revolutionären Direktoriums und der Auflösung des unfähig gewordenen helvetischen Parlaments seit dem August 1800 die Unitarier und die Föderalisten mit einander um die Herrschaft rangen, bildet den letzten Abschnitt der Zeitraum, der durch die Tagsatzung von Schwyz charakterisiert wird.

Als der erste Konsul der französischen Republik im April 1801 zum erstenmal in die Verfassungsfragen des helvetischen Tochterstaates eingriff und anstatt des von der unitarischen Regierung ihm zur Begutachtung vorgelegten Verfassungsentwurfes einen andern — nicht dem Namen aber der Wirklichkeit nach — von ihm herrührenden empfahl, der zur allgemeinen Überraschung eine auffallende Mischung von Zentralismus und Föderalismus aufwies (die sogen. Verfassung von Malmaison), da fühlten die Föderalisten ihre Segel mächtig vom Winde geschwellt. Zwar genügte Bonapartes Entwurf ihnen nicht; aber sie glaubten, der erste Konsul habe durch seine Einmischung keineswegs das soeben im Februar durch den Lüneviller Frieden der Schweiz zugesprochene Recht, sich selbst zu konstituieren, verletzten, sondern sich lediglich gegen die doktrinären Unitarier aussprechen wollen. In ihren Bestrebungen kam ihnen auch die allgemeine Müdigkeit solcher ursprünglich der Revolution günstig gesinnten Kreise zu statten, die durch die neugeschaffene Rechtsgleichheit zufrieden gestellt waren, der politischen Einheit dagegen gleichgültig gegenüberstanden und sich an dem verwickelten Repräsentativsystem stießen, das die Unitarier vorschlugen.

Im Oktober 1801 hielt sich die föderalistische Partei stark genug, die Zügel der Regierung zu ergreifen durch die Einsetzung eines in seiner Mehrheit ihr angehörenden Senates, an dessen Spitze Alois Reding, der Sieger von Rothenthurm, trat und der deshalb der Redingsche Senat hieß. Ostern 1802 mußte sie zwar einer unitarischen Gegenbewegung weichen. Als aber Bonaparte im Juli 1802 die französischen Truppen, die immer noch im Lande standen, zurückrief, scheinbar um der Bestimmung des Lüneviller Friedens nachzukommen, in Wirklichkeit, weil er gedachte, das Land seine Ohnmacht fühlen zu lassen und hernach um so nachdrücklicher als Vermittler einzugreifen, regten sich sofort die Föderalisten, um den 1798 unter dem Schutz der französischen Bajonnette eingeführten Einheitsstaat durch einen Bundesstaat zu ersetzen: Die Seele der Bewegung waren die alten Landsgemeindekantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus und Appenzell, die das Jahr 1798 von der Landkarte getilgt und in neue politische Gebilde umgewandelt hatte, die drei ersten (mit dem Kanton Zug) in den Kanton Waldstätte, die beiden letztern in die vergrößerten Kantone Linth und Säntis. In Folge gemeinsamer Abrede von Alois Reding, alt Landammann Müller von Uri und alt Landammann Würsch von Nidwalden kehrten am 1. August Schwyz, Nidwalden und Obwalden — Uri hielt noch zurück —, kurz hernach auch die beiden andern Kantone zu ihren alten Landsgemeindeverfassungen zurück. Anfang September schloß sich ihnen Zürich an, indem es eine interimistische Regierung mit alt Seckelmeister Joh. Caspar Hirzel an der Spitze einsetzte.

Der klägliche Ausfall der Operationen General Andermatts gegen Zürich und sein erfolgloser Abzug bewirkten, daß sich die Bewegung rasch über das ganze

Land ausbreitete. Unter dem Vorsitz Nedings versammelten sich in Schwyz Abgeordnete von fünfzehn Kantonen, wobei die alten Stadtkantone, mit Ausnahme Berns, je durch einen Angehörigen der Stadt und einen der Landschaft vertreten waren. Schon machte sich ein von Hirzel geleiteter Ausschuss dieser Tagsatzung daran, einen Verfassungsentwurf auszuarbeiten, der die Schweiz in einen Bundesstaat umgewandelt hätte, schon sahen sich die helvetischen Behörden auf die Waadt beschränkt und auch hier vor die Notwendigkeit weiterer Flucht gestellt: Da trat Bonaparte mit der „ihm eigenen brutalen Energie“ dazwischen. Ruhig hatte er bis dahin dem „Brand, der die helvetische Republik, Frankreichs Geschöpf, verzehrte, zugehohet“, ja ihn indirekt geschürt. Nun erließ er am 30. September zu St. Cloud die Proklamation, worin er sich zum Vermittler zwischen den streitenden Parteien der Schweiz aufwarf, die Auflösung aller neugebildeten und die Übernahme der Geschäfte durch die vorherigen Behörden anordnete, die Niederlegung der Waffen befahl, Vertreter des helvetischen Senats, aller Kantone und der größeren Städte und die gegenwärtigen oder früheren Inhaber höherer Staatsstellen nach Paris zu einer Konsulta berief, auf der der Schweiz endlich einmal eine feste Verfassung gegeben werden sollte. Als die Tagsatzung in Schwyz nicht sofort nachgab, ließ er den General Ney mit ca. 10—12,000 Mann in die Schweiz einmarschieren. Der Waffengewalt konnte die Tagsatzung nicht widerstehen; am 26. Oktober, einen Tag, nachdem ihr vom Ausschuss ein Verfassungsentwurf vorgelegt worden war, löst sie sich auf mit der Verwahrung, „daß sie weder die helvetische Regierung „anders als durch Waffengewalt der Nation aufgedrungen ansehen, noch das „von den Vorfahren ererbte, durch den Lüneviller Traktat garantierte Recht der „Selbstkonstituierung der Schweiz vergeben könne“.

Ende Oktober und Anfang November besetzte Ney die Kantone, die sich nicht sofort gefügt hatten, entwaffnete die Bevölkerung und setzte allenthalben die alten Behörden wieder ein. Aus Paris erhielt er Weisung, durch den helvetischen Senat aus den Häuptern der federalistischen Partei, insbesondere aus den Leitern der „Versammlung von Schwyz“, eine Anzahl Personen, höchstens fünfzehn, als Landesfeinde erklären und verbannen zu lassen und sie hierauf in einer Festung des Landes einzuschließen. Wie man hernach zu wissen glaubte, hatte Napoleon selber die Maßregel angeordnet, deren Zweck selbstverständlich kein anderer war, als während der Zeit, da die meisten der einflureicheren politischen Persönlichkeiten beider Parteien außer Landes in Paris weilten, jeden Aufstandsversuch im Lande selbst zu verhindern. Die Ausführung entsprach insofern nicht ganz der Anordnung, als Ney die nötigen Maßnahmen allein von sich aus traf und die helvetische Regierung erst 36 Stunden hernach offiziell davon verständigte. Aber so ganz ohne vorhergehende Kenntnis werden die Mitglieder der Regierung zweifellos nicht geblieben sein.

Vom 6. November an wurden die Verhaftungen vorgenommen. Sie umfaßten in erster Linie die politischen Führer der am meisten beteiligten Kantone: Alois Reding, Sekkelmeister Hirzel und die im August gewählten Landammänner von Nidwalden und Appenzell A.-Rh., Franz Anton Würsch und Jakob Zellweger, sämtliche zugleich Glieder der Tagsatzung von Schwyz, Hirzel und Zellweger auch solche des Redingschen Senats. Daneben wurden andere Persönlichkeiten von der Maßregel betroffen, die politisch weniger beteiligt waren: alt Landammann Karl Reding, wohnhaft in Baden, und sein Schwiegersohn J. Ludwig Baldinger, ehemaliger Untervogt von Baden und seinerzeit ebenfalls Mitglied des Redingschen Senats, Ludwig AufderMaur, Landesfähnrich von Schwyz und Kommandant der Truppen der innern Kantone in der soeben niedergeschlagenen Bewegung, sodann zwei Berner, Sigmund Emanuel Hartmann, Herr zu Thunstetten, und Weibel Hans Schneeberger von Dohlenberg bei Herzogenbuchsee, ein einfacher Bauer, und schließlich Gastwirt Jakob Matthys zum Löwenhof in Thur. Hans von Reinhard, der gleichzeitig mit Hirzel verhaftete Präsident der Municipalität von Zürich und nachmalige Landammann der Schweiz, wurde schon am dritten Tag wieder freigelassen, weil er soeben zum Vertreter der Stadt Zürich an der Konsulta gewählt worden war. Ebenso wurden drei Angehörige der Familie Salis ihrer Haft sofort wieder entledigt.

Hartmann und Schneeberger hatten nicht etwa als bernische Parteihäupter zu gelten; denn diese hatten sich rechtzeitig gefügt. Die beiden wußten keinen andern Grund ihrer Verhaftung anzugeben, als daß sie, entgegen der Proklamation des ersten Konsuls, ihre Ämter, der eine das eines Statthalters, der andere das eines Präsidenten des Distriktgerichts Wangen, nicht niedergelegt hatten. Wahrscheinlicher ist, daß die Einziehung Hartmanns mit den Klagen über das Auftreten des im September von ihm organisierten Freikorps zusammenhieng. Matthys schließlich war am allerwenigsten belastet. Er wußte gar nicht zu sagen, wie er zu der Ehre der Gleichstellung mit den Parteihäuptern gekommen sei. Er habe sich nicht in die Politik gemischt, keine Stelle bekleidet, keine Waffen getragen. Auf sein Gut könne es auch nicht abgesehen sein; denn die Franzosen hätten hinreichend dafür gesorgt, es auf einen Fuß zu bringen, daß ihm keine Schätze übrig blieben. Auch klagte er, daß seine Wirtschaft während seiner Abwesenheit zurückgehen werde. Vermutlich hatte irgend ein alter Groll, den er im Oktober 1798 als Stadtkommandant von Thur auf sich gezogen hatte, seine Verhaftung veranlaßt.

Anderere Personen, wie z. B. alt Oberstzunftmeister Merian von Basel und zwei Nidwaldische Geistliche, Helfer Lussi und Kaplan Kaiser in Stans, waren rechtzeitig entwichen.

Reding hatte, wie man sich erzählte, einige Tage vor seiner Verhaftung nicht nur einen Wink, sich zu entfernen, sondern sogar einen Paß erhalten, je-

doch keinen Gebrauch davon gemacht, sondern ihn dem verhaftenden Offizier vorgewiesen und erklärt, sich seinem Schicksal nicht entziehen zu wollen. Auch Würsch war zuvor benachrichtigt worden. Im übrigen hätten die hervorragenden unter den Verhafteten sich frei machen können, wenn sie sich bereit erklärt hätten, aus eigenem Antrieb an der Konsulta in Paris Teil zu nehmen. Aber keiner war dazu geneigt.

II.

Als erster wurde Hirzel am 6. November durch einen französischen Offizier in Zürich verhaftet und aufs dortige Rathaus geführt. Am 7. und 8. wurden ebendort alt Landammann Karl Reding, Alois Reding und AufderMaur eingeliefert. Am frühesten Morgen des 11. erfolgte die Abreise. In zwei Kutschen und von 50 Mann Kavallerie geleitet, wurden die Gefangenen über Lenzburg nach Aarburg geführt, wo sie um 4 Uhr abends anlangten und von dem helvetischen Kommandanten Aerni in Empfang genommen wurden. Zum Aufenthalt erhielten sie ein Zimmer angewiesen, in dem sich sechs Kasernenbetten befanden, dürftig mit Kissen, Matrazen und Wolldecken versehen. Die Türe wurde geschlossen und ein Unteroffizier bestellt, der auf Verlangen öffnete, beim Essen anwesend war und die die Speisen herzutragenden Wirtsleute, ebenso wie die Bedienten Alois Redings und AufderMaur's, die ihre Herren begleitet hatten, zu überwachen und insbesondere die Versendung von Briefen zu verhüten hatte. Vergebens erhoben die Gefangenen Vorstellungen gegen diese Einschränkungen. Immerhin ließ man ihnen Schreibmaterialien, Bücher, Spielkarten und Brettspiel zukommen.

In den folgenden Tagen trafen die andern Schicksalsgefährten ein: am 12. November Hartmann, am frühen Morgen des 14. Baldinger und einige Stunden später Würsch, am 15. Schneeberger, am 18. Zellweger und am 22. Matthys. Sie wurden teils im Zimmer der zuerst Eingetroffenen, teils in einem zweiten, kleineren untergebracht.

Über die Behandlung, die ihnen bei der Verhaftung zu Teil geworden, hatten die Gefangenen im ganzen nicht zu klagen. Einzig gegen Würsch, der in Nidwalden eine Politik scharfer Reaktion getrieben hatte und dem vorgeworfen wurde, die von Ney angeordnete Entwaffnung des Landes verzögert zu haben, richtete sich der Zorn der Sieger. Er wurde in Luzern am Morgen nach seiner Ankunft in das sogenannte Examinierstüblein des Reflerturms, das heißt in ein elendes Loch verbracht. Auf Betreiben des Pfarrers Businger von Stans, seines politischen Gegners, erfolgte zwar gegen Abend die Überführung in ein anständigeres Lokal; aber dafür suchte man sich anderweitig schadlos zu halten, indem ihm unter Vorwänden verschiedener Art, für Beköstigung der Wache, für Botengänge nach Stans u. s. f., Geld abgepreßt wurde.

Anfangs machten sich die Gefangenen auf einen Weitertransport gefaßt und legten sich jeden Abend in der Erwartung zu Bett, mitten in der Nacht zur Abreise geweckt zu werden. Einige Zeitungen nannten Chillon als Aufenthaltort und gaben ihnen noch weitere Gefährten bei. Aber mit jedem neuen Tag wuchs die Wahrscheinlichkeit, auf Aarburg zu bleiben. Sie wurde zur Gewißheit, als am 16. neben der helvetischen Besatzung eine französische Compagnie eintraf, um die Bewachung der Gefangenen zu übernehmen, und ein Adjutant Neyß anlangte, um sich nach der Unterkunft und allfälligen Wünschen der Verhafteten zu erkundigen. Obwohl Veranlassung zu allerlei Klagen vorhanden war, beschloß man doch, sich nicht um Vergünstigungen zu bemühen. Nur als der Adjutant bemerkte, daß diejenigen, die nicht als eigentliche Parteihäupter zu betrachten seien, bald freigelassen würden, setzte man zu Gunsten Schneebergers eine Eingabe auf.

Wirklich wurde am 19. November die Verhaftung Hartmanns und Schneebergers, am folgenden Tag auch die Karl Redings und Baldingers aufgehoben und zwar, wie es hieß, auf Betreiben Dolders, des Präsidenten des helvetischen Vollziehungsrates. Gottlieb Thormann, eines der bernischen Parteihäupter, die sich rechtzeitig gefügt hatten, und im Winter 1801/02 Redings Staatssekretär, tat gemeinsam mit Verwandten Alois Redings bei Ney Schritte, um auch ihn zu lösen, jedoch ohne Erfolg. Noch viel weniger fruchteten die Versuche, die Hirzels Sohn, Joh. Jakob, in Bern machte. Seine Eigenschaft als erster Sekretär der Tagsatzung in Schwyz war ihm zweifellos wenig förderlich hiebei. Ney mochte eingesehen haben, daß er sich in der Auswahl der Verhafteten zum Teil vergriffen hatte. Um so weniger konnte er bei den Personen nachgeben, die wirklich als Führer zu gelten hatten.

Am Nachmittag des 20. blieben also nur noch die fünf Gefangenen zurück, mit denen wir uns zu beschäftigen haben und über die zunächst einige biographische Daten folgen mögen, nämlich Alois Reding, Hirzel, Würsch, Zellweger und AufderMaur. Zu ihnen kam, wie bereits erwähnt, am 22. Matthys. Da aber seine Mittel ihm nicht gestatteten, auf dem Fuße der übrigen Gefangenen zu leben, so suchte er sich durch Anschluß an die helvetische Garnison eine einfachere Art der Beköstigung aus, was zur Folge hatte, daß er auch sonst unter Tags seine eigenen Wege gieng und mehr nur gelegentlich bei den übrigen weilte; jedoch stellte er sich meist abends bei ihnen ein.

* * *

Alois Reding von Biberegg, 1765—1818, war der vierte und jüngste Sohn des Marschalls und spanischen Granden Theodor Reding. Den militärischen Traditionen seiner Familie getreu — standen doch im Jahr 1693

nicht weniger denn 28 Rending als Offiziere im Heere Ludwigs XIV vor Charleroi — trat er in jungen Jahren in spanische Dienste in das Regiment seines ältesten Bruders Theodor. 1791 wurde er Hauptmann, 1794 Oberstleutnant. Eine schwere Verwundung, die er im ersten Koalitionskrieg in den Kämpfen um San Sebastiano erhielt, zwang ihn, den Abschied zu nehmen und in die Heimat zurückzukehren. Diese ernannte ihn 1796 zum Landeshauptmann. Im März 1798 befehligte er das schwyzerische Hülfskorps, das zu Berns Unterstützung auszog, aber nicht zum Schlagen kam, und leitete dann als Oberanführer der Schwyzer und ihrer Verbündeten die ruhmvolle Verteidigung des Landes gegen die Franzosen und die Kämpfe an der Schindellegi und am Rothenthurm. Die folgenden Zeiten verlebte Rending sehr zurückgezogen, indem er die unter den verschiedenen Wechselfällen erhitzten Gemüther seiner Landsleute zur Mäßigung mahnte und insbesondere im Frühjahr 1799 beim Herannahen der Oesterreicher die Ausbrüche des allgemeinen Volkswillens gegen die Franzosen einzudämmen suchte, dabei aber nicht verhindern konnte, von diesen für Dinge, die ihm gar nicht zur Last fielen, haftbar gemacht und von der helvetischen Regierung in erster Linie auf die Liste der nach Basel und Aarburg deportierten Personen gesetzt zu werden. Im August 1801 vom Distrikt Schwyz nach Bern in die helvetische Tagiazung abgeordnet, trat er dort in die vorderste Reihe der Föderalisten, indem er sich namentlich die Aufhebung des Kantons Waldstätte und die Wiederaufrichtung der Urkantone angelegen sein ließ. Der föderalistische Staatsstreich vom Oktober des nämlichen Jahres erhob ihn zum Präsidenten des Senats und zum Haupt der Regierung, als welches er, wie wohl vergeblich, persönlich Bonaparte für seine Anschauungen zu gewinnen suchte. Ostern 1802 durch den Staatsstreich der Unitarier von den Geschäften entfernt, stellte er sich im August als neugewählter Landammann des wieder ins Leben getretenen Kantons Schwyz und als Präsident der in Schwyz sich versammelnden Tagiazung wieder an die Spitze der föderalistischen Bewegung, als deren populärster Führer er bei Freunden und Gegnern galt.

Joh. Caspar Hirzel, 1746—1828, dessen Aufzeichnungen dieser Darstellung zu Grunde liegen, Sohn des Seckelmeisters Joh. Jakob Hirzel, war in seiner Jugend zur militärischen Laufbahn bestimmt, wandte sich jedoch nach dem Tode eines ältern Bruders dem Staatsdienst zu, trieb in Lausanne juristische Studien, hielt sich einige Zeit in Paris auf und durchlief sodann, nach Hause zurückgekehrt, die Ämter eines Landschreibers der Obervogtei Männedorf, eines Zollschreibers, eines Stadt- und Landrichters, erhielt 1778 die Landvogtei der gemeineidgenössischen Herrschaft Baden, trat 1781 in den Kleinen Rat, die eigentliche Regierungsbehörde, ein und wurde mit der Zeit eines der angesehensten Mitglieder desselben, das in den kritischen Jahren seit 1792 öfter zu wichtigen Missionen verwendet wurde. 1794 wurde ihm das seinen Fähig-

keiten und Neigungen völlig entsprechende Amt des einen der beiden Sekelmeister übertragen, in dem er sehr erfolgreich hätte wirken können, wenn die Zeiten ruhiger gewesen wären. Der Umschwung des Jahres 1798 führte ihn in die Zurückgezogenheit des Privatlebens, aus der er jedoch im Frühjahr 1799 beim Herannahen der Oesterreicher herausgerissen wurde, da die helvetische Regierung ihn nebst andern Mitgliedern der alten Regierung und sonstigen einflußreichen Personen nach Basel deportierte. Im Herbst 1801 trat er wieder in die Politik ein, nachdem er von gewisser Seite schon im Februar des Jahres nebst Keding und Albrecht von Frisching von Bern für die dreigliedrige helvetische Exekutive ins Auge gefaßt worden war. Er wurde Mitglied des Keding'schen Senates und Vorsteher der Justiz und Polizei. Oftern 1802 mit den übrigen Föderalisten von seiner Stelle weichend, trat er im September an die Spitze der zürcherischen Interimsregierung und nahm sodann an der Tagsatzung zu Schwyz Teil, als das nach Keding einflußreichste Mitglied und zugleich als das Haupt ihres engeren Ausschusses, der sog. diplomatischen Kommission, deren Aufgabe war, die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten zu leiten und insbesondere eine Verfassung auszuarbeiten.

Franz Anton Würsch, 1737—1814, das älteste Mitglied der Gesellschaft, stammte aus Buochs und war der Sohn des Landessekelmeisters und Landesfähnrichs Hans Melchior Würsch. 1761 als Nachfolger seines Vaters zum Sekelmeister, 1765 zum Statthalter gewählt, rückte er 1780 zum Amt eines Landammanns auf, das er wiederholt, insbesondere auch im Schicksalsjahr 1798 bekleidete. Vergeblich hatte er im September als Mitglied des helvetischen Großen Rats in Aarau bei der Regierung das Unheil abzuwenden gesucht. Er mußte den Ereignissen ihren Lauf lassen. Das Frühjahr 1799 brachte auch ihm die Deportation nach Basel. Die zunehmende föderalistische Bewegung erhob ihn im Sommer 1801 zum Statthalter des Distrikts Nidwalden des Kantons Waldstätte, als welcher er bis zum 1. August 1802 amte, da die Landsgemeinden der drei Orte sich wieder konstituierten, wodurch der föderalistische Aufstand ausgelöst wurde. Würsch wurde als einer der „drei Tellen“ (neben Keding und Müller) einstimmig zum Landammann gewählt. Als obersten Magistraten des hochgesinnten, aber auch eigenwilligen Völkleins, das allerdings auch mehr als andere durch die Revolution gelitten hatte, traf ihn die Deportation nach Aarburg.

Das Amt eines Landammanns führte auch Jakob Zellweger, 1770—1821, dorthin. In Trogen als jüngster Sohn des Landesfähnrichs Johannes Zellweger geboren, durch seine Mutter ein Neffe Dr. med. Hans Caspar Hirzels zum Sonnenberg und Statthalter Salomon Hirzels, erhielt er eine sorgfältige Erziehung, erwarb sich in dem ausgedehnten väterlichen Leinwand- und Mouffelinegeschäft tüchtige kaufmännische Kenntnisse, erweiterte diese in den in

Lyon und Genua befindlichen Filialen der Handlung, hielt sich einige Zeit in Barcelona auf, trat nach seiner Rückkehr als Teilhaber in das Geschäft und übernahm es nach dem Tode des Vaters im Jahr 1802 mit seinem Bruder, dem bekannteren Dr. Joh. Caspar Zellweger. An der politischen Entwicklung des weiteren Vaterlandes beteiligte er sich zuerst als Mitglied der helvetischen Tagsatzung des Jahres 1801, dann als Mitglied des Redingschen Senates. Im August 1802 trat er als Landammann an die Spitze des wieder erstandenen Kantons Appenzell a. Rh. und wurde von diesem nach Schwyz an die Tagsatzung gesandt, an der er als eines der rührgigsten und tatkräftigsten Glieder galt.

Im Gegensatz zu seinen Genossen war Ludwig AufderMaur, das jüngste Mitglied der Gesellschaft, nicht um seiner politischen, sondern um seiner militärischen Stellung willen verhaftet worden. Als Sohn des 1797 in neapolitanischen Diensten mit dem Range eines Oberstlieutenants verstorbenen Franz AufderMaur vermutlich im Jahr 1775 in Neapel geboren, war er in der königlichen Pagerie erzogen worden und frühzeitig ebenfalls in neapolitanische Dienste getreten. 1798 machte er, wie berichtet wird, den Kampf des Landes Schwyz gegen die Franzosen als Ordonnanzoffizier Redings mit. Dann folgte eine Zeit sardinischen Dienstes, während dessen er in österreichische Kriegsgefangenschaft fiel. Im September 1802 griff er als Kommandant eines ca. 1800 Mann starken Truppenkorps der Urkantone in den Aufstand gegen die helvetischen Behörden ein und nahm, von der Tagsatzung zu Schwyz zum Generalmajor ernannt, unter dem Oberbefehl des Generals Bachmann an den Operationen in der Westschweiz gegen die helvetischen Truppen Teil. Er galt als schneidiger und tüchtiger Offizier, war aber daneben eine exzentrische und eigenmächtige Persönlichkeit, die nicht nur auf eigene Faust Politik trieb, sondern auch mit den Gebräuchen des Kriegswesens auf gespanntem Fuße stand.

Von den fünf Männern war nur einer, nämlich Zellweger, verheiratet. Würsch, Hirzel und Reding hatten ihre Gattinnen verloren. AufderMaur war Junggeselle und heiratete kurze Zeit nach der Aarburger Gefangenschaft eine Tochter alt Landammann Karl Redings.

* * *

Das Schloß Aarburg, auf dem die Gefangenen verwahrt wurden, war im 17. und 18. Jahrhundert von den Bernern mit beträchtlichem Aufwand zu einer Festung ausgebaut worden, um die Verbindung zwischen dem oberen und dem unteren Aargau zu sichern, die ohne eine solche künstliche Verstärkung von den katholischen Orten Luzern und Solothurn leicht durchbrochen werden konnte.

Schon im Jahre 1799 hatte die Festung zur Unterbringung von politischen Gefangenen gedient, zu denen auch Reding gehört hatte. Ihre Zahl war so groß gewesen, daß ein Teil in den Kasematten hatte untergebracht werden müssen, wo sie ein wenig beneidenswertes Dasein führten. Da die Verhafteten diesmal weniger zahlreich waren, konnten sie auch besser einquartiert werden. Die zuerst Eingetroffenen erhielten in dem Wohnhaus des Kommandanten, das sich in dem an der Südecke der Festung gelegenen sog. Neuen Turm befand, das Speisezimmer angewiesen. Die später Anlangenden wurden in einem kleineren Zimmer untergebracht, das vermutlich in dem nordöstlich sich anschließenden, etwas zurückspringenden Gebäudeteil lag. Das erste, ordentlich geräumige Zimmer, in dem Reding, Hirzel und Zellweger schliefen, während Würsch, AufderMaur und Matthys die Nächte im andern zubrachten, diente zugleich als Wohnraum. Es hatte auf der einen Längsseite zwei gegen Südosten gehende Fenster, aus denen der Blick weithin über das Wiggertal und seine Höhenzüge bis zu den Vorbergen und dem Hochgebirge schweifen konnte. Im Vordergrund hatte man die von Bern, von Luzern und von Zürich über Lenzburg heranführenden Straßen vor Augen. Neben der Kommandantenwohnung lag eine ca. 30 Meter lange und ca. 6—8 Meter breite, ebenfalls gegen Südosten blickende Terrasse, auf der sich die Gefangenen ergehen konnten. Am andern Ende derselben befand sich ein gegen diese und nach vorn offener, nach den andern Seiten aber geschlossener, etwas gegen Osten vorspringender Pavillon, der bei regnerischem Wetter den Aufenthalt in frischer Luft ermöglichte. Unmittelbar darunter und durch eine kleine Sprechöffnung mit ihm verbunden lag die Loge für den Soldaten, der das innere Thor der Festung aufzuschließen hatte.

III.

In den ersten Tagen des Aufenthaltes war das Leben sehr bewegt gewesen. Jeder neue Leidensgefährte hatte neue Aufregung in dem Kreise der bereits Anwesenden verursacht; denn jeder hatte neue Nachrichten mitgebracht und neue Mutmaßungen wachgerufen. Auch sonst hatten sich die Eindrücke gedrängt. Aus Bern war auf die Kunde von der Gefangennehmung Thormann herbeigeeilt, um sich nach Unterkunft und Behandlung zu erkundigen. Aus Zürich und Schwyz waren die Verwandten, die in Bern die Freilassung Redings und Hirzels betrieben, zu kurzen Besuchen eingetroffen. Aus der Nähe hatten sich Gefinnungsgenossen und Bekannte eingestellt, aus Schöftland Oberst Friedrich Ludwig May von Schöftland, einer der Führer der aargauischen Insurgenten im sogen. Stecklikrieg des verflossenen Septembers, und Robert Jenner von Köniz, ein Freund von Hirzels Sohn, der ebenfalls in die Ereignisse des Herbstes eingegriffen hatte, und aus Hofingen Ringier-Seelmatter, Hauptmann

Senn und Oberst Imhof, um den Gefangenen, deren Zahl stetig wuchs, Wäsche, Hausrat, Lebensmittel und Bücher anzubieten, was mit Dank angenommen wurde, insbesondere mit Hinsicht auf Bettzeug. Nun wurde es stiller und einsamer.

Die Haft war anfangs streng. Von Bern hatte der Kommandant, Hauptmann Rigal, eine Instruktion erhalten, in der ihm zwar eine humane Behandlung der Gefangenen anbefohlen und die Sorge für ihre Gesundheit übertragen, zuerst aber ihre sichere Verwahrung auferlegt war. Der schriftliche Verkehr hatte durch offene Briefe zu erfolgen, die nicht über Politik handeln durften und dem Kommandanten vorzulegen waren. Dieser hatte die Befugnis, Unpassendes nach Gutdünken ganz oder zeitweilig zurückzuhalten, und den Befehl, allfällige Briefe politischen Inhalts an General Eppler in Solothurn zu Händen Mey's abzuliefern. Mündlicher Verkehr mit Verwandten und Freunden hieng von der besonderen Erlaubnis des Kommandanten ab, der die Besucher zulassen oder abweisen konnte und unter allen Umständen jeden Mißbrauch zu verhindern hatte.

Gegen diese Bestimmungen war an und für sich nichts einzuwenden, sofern sie verständig durchgeführt wurden. Aber gerade daran fehlte es. Der ungebildete und mürrische Kommandant legte sie in einem Sinne aus, den die Verhafteten als ärgerliche Plackerei empfanden. Ihr Zimmer durften sie gar nicht verlassen, nicht einmal, wenn es gereinigt wurde. Machten Bedürfnisse es trotzdem nötig, so mußte besondere Erlaubnis eingeholt werden. Das Verbot politischer Mitteilungen in den Briefen wurde auch auf Berichte über die Ereignisse bei den Verhaftungen mit allem, was drum und dran hieng, ausgedehnt. Von den ruhig gehaltenen Briefen, die Hirzels Sohn an seinen Vater schrieb, kamen im Anfang gerade die umfangreicheren dem Empfänger nicht zu; ebenso wie auch Briefe des Seckelmeisters ihr Ziel nicht erreichten. Die Besucher wurden mißtrauisch überwacht und nur für kurze Zeit, etwa eine Viertelstunde, zugelassen. Der Kommandant oder einer seiner Offiziere oder der Kompagnieschreiber war die ganze Zeit anwesend, und die Unterhaltung mußte französisch geführt werden, obgleich es leicht gewesen wäre, aus der helvetischen Besatzung einen Aupasser heranzuziehen. Als an einem der ersten Tage Hartmanns Gattin mit einer Freundin zum Besuch kam, führte der Kommandant, der gerade betrunken war, sie wohl ins Zimmer, gestattete aber keine Unterhaltung. Den einen der Abgeordneten des Kantons Zürich an die Konsulta, Jakob Heinrich Meister, der mit seinem Freunde alt Zunftmeister Bürkli auf der Durchreise vorsprach, durfte Hirzel nur in der Küche empfangen und nicht einmal Reding vorstellen. Das schreckte, als es bekannt wurde, andere Durchreisende von Versuchen, die Gefangenen zu sehen, ab und nahm diesen so sehr das Vergnügen an den Besuchen, daß sie mitunter lieber auf solche verzichteten

hätten. Allerdings machte sich daneben auch etwa freundliche Rücksicht geltend, so z. B. als der französische Lieutenant, der Zellweger eskortiert hatte, sich vom Kommandanten die Festung zeigen ließ, um dadurch den Gefangenen ein Stündchen ungeförter Aussprache mit Thormann, May und Hirzels Sohn, die gleichzeitig eingetroffen waren, zu ermöglichen.

Als ganz besonders ärgerlich wurde empfunden, daß auf speziellen Befehl Ney's am 17. November AufderMaur tagsüber von seinen Gefährten getrennt und in dem Schlafzimmer, das er mit Würsch und Matthys teilte, konsigniert wurde. Mit philosophischer Ruhe fügte er sich in sein Los. Die andern aber, die den muntern Erzähler und witzigen Gesellschafter nur ungern vermißten, fühlten sich durch die scharfe Maßregel selber getroffen.

Gegen AufderMaur hatte sich in den helvetischen Kreisen und beim französischen Militär mancherlei Groll gesammelt. Man warf ihm vor, in Freiburg das Landhaus des helvetischen Generals Bonderweid geplündert und sich auch andere ähnliche Gewalttätigkeiten erlaubt zu haben. Daneben hatte namentlich der folgende Vorfall viel zu reden gegeben. Als am 17. September die helvetische Regierung in Bern vor dem kleinen, aber energisch geführten Häuflein der bernischen Aufständischen kapituliert hatte, war ihr und ihren weiter ostwärts befindlichen Truppen freier Abzug in die Kantone Freiburg und Waadt bewilligt und ein Waffenstillstand vereinbart worden bis zu dem Moment, da die helvetischen Truppen auf Freiburger Gebiet angelangt seien. Entgegen dieser Abmachung, die ja allerdings nicht von der Tagsatzung getroffen worden, aber trotzdem für sie verbindlich war, hatte AufderMaur in Burgdorf neun auf dem Rückzug begriffene helvetische und waadtländische Kompagnien eingeschlossen und ihnen ihre Waffen und Munitionsvorräte abgenommen.

Zudem vermochte, wie es scheint, der exzentrische Mann seine Zunge nicht zum besten im Zaum zu halten. Man erzählte sich, daß er dem General Séras, der seine Verhaftung anordnete, gesagt habe: *Moi, je suis un homme libre, mais vous, vous êtes l'esclave d'un tyran*, und dieser habe bei seiner und Nedings Ablieferung in Zürich dem Regierungsstatthalter bei der Bestimmung des Unterkunftslokals bemerkt, daß man sie ins Korrekthaus stecken sollte. Zwar stellte AufderMaur die Äußerung gegen Séras in Abrede, er habe diesen gar nicht gesehen, und berief sich dabei nicht nur auf Neding, von dem er nie getrennt worden sei, sondern auch auf die beiden eskortierenden französischen Offiziere. Séras selbst, mit dem Hirzels Sohn eine Unterredung hatte, wollte an der Verfügung keinen Anteil haben. Aber so ganz mochte die Rede doch nicht aus der Luft gegriffen sein; wenigstens hielt Thormann für nötig, ihn durch Neding zur Vorsicht mahnen zu lassen.

Mit der Abneigung Ney's gegen AufderMaur hieng zweifellos zusammen, daß er und Neding angewiesen wurden, die Bedienten, die sie mitgebracht und

auf der Festung einquartiert hatten und durch deren Anwesenheit sie sich und ihren Gefährten manche Bequemlichkeit verschaffen konnten, zu entlassen.

Thormann machte nach seiner Rückkehr von dem Besuche in Narburg Ney Vorstellungen über diese peinlichen Einschränkungen. Ces messieurs, sagte er, ne se plaignent de rien, mais il me paraît que des personnes de leur état qui — avertis cinq jours à l'avance et munis des passeports nécessaires pour partir — se sont laissés arrêter de plein gré, mériteraient de n'être pas assujettis à une gêne aussi inutile et désagréable. Ils ont une terrasse attenante à l'appartement qu'ils occupent, dont on pourrait leur accorder la libre jouissance, sans le moindre risque, et leur donnerait la facilité de satisfaire leurs besoins sans être obligés de la demander chaque fois. D'ailleurs vous leur feriez ouvrir toutes les portes: personne ne sortirait; j'en réponds de ma tête et je me signe si l'on veut.

Ney empfing Thormann höflich, bewilligte, daß Oberst May die Gefangenen auffuchen dürfe — was nicht hinderte, daß der Hauptmann ihn beim nächsten Besuch wieder gleich kurz hielt. Gegen AufderMaur erwies er sich jedoch sehr eingenommen: J'ai fait séparer M. AufderMaur à cause de ses rapines; dès qu'il les aura restituées, il sera réuni avec ces messieurs; worauf Thormann seine Verwunderung ausdrückte, daß man ihm nicht den Prozeß mache, anstatt ihn zum voraus zu bestrafen. Im übrigen ließ sich der General auf nichts ein; er bemerkte, vielleicht würden die Gefangenen bald freigelassen, da er auf seinen Bericht an den Konsul Cambacérès, der dem ersten Konsul nachgeschickt worden sei, in wenig Tagen Antwort erwarte. Dagegen versprach sein Adjutant, zu geeigneter Stunde die Erlaubnis zum Betreten der Terrasse zu erwirken, und scheint damit in der That Erfolg gehabt zu haben; denn von Ende November an konnten die Gefangenen sich frei darauf ergehen. Auch darin mochte sich eine günstige Wirkung der Vorstellungen äußern, daß wenigstens Keding seinen Bedienten bei sich behalten durfte.

Als Thormann sah, daß die Haft wohl noch einige Zeit dauern werde, suchte er sich den Gefangenen auf andere Weise nützlich zu erweisen. Mit Oberst May und Robert Jenner bot er sich als Stellvertreter für Keding, Hirzel und Zellweger während 14 Tagen an, damit diese inzwischen zu Hause ihre Angelegenheiten ordnen könnten. Das Anerbieten wurde jedoch sowohl von den Gefangenen, die fanden, auf den aufopferungsvollen Vorschlag nicht eintreten zu dürfen, als auch von Ney abgelehnt; von letzterem mit dem Bemerkten: J'attends au premier jour une réponse de Paris à leur égard et je ne puis dénaturer la mesure.

Eine günstigere Wendung trat ein, als Anfang Dezember der mürrische Rigal mit seiner Kompanie abberufen und durch einen Nachfolger ersetzt wurde,

der schon beim ersten Besuch den Eindruck eines jovialen Mannes machte und trotz seines ansehnlichen und wohlgerundeten Bauches sehr munter und tätig zu sein schien. Hauptmann Gros, von der 142. Halbbrigade, stellte sich gleich von Anfang auf den Fuß freundlichen Verkehrs, indem er Hirzel Grüße austrug an seinen ehemaligen Amtsgenossen, den Sackelmeister Hans Konrad von Escher, bei dem er vor kurzem einquartiert gewesen sei. Jeden Tag stattete er den Gefangenen seinen Besuch ab, unterhielt sich mit ihnen, händigte ihnen mitunter die Briefe uneröffnet ein und ließ sich von ihnen etwa auch zum Essen einladen. Er versprach ihnen, ihr Los möglichst zu erleichtern und sich namentlich dafür zu verwenden, daß AufderMaur's Einzelhaft aufgehoben werde, was wirklich kaum eine Woche später erfolgte. Zugleich aber bat er sie, in ihren Briefen seiner keine Erwähnung zu tun, und zwar nicht seiner sondern ihrer wegen; denn er habe neben sich helvetische Truppen, die, wie die Einwohner von Aarburg, den Verhafteten nicht günstig gesinnt seien. Sein Beispiel wirkte auf die Unteroffiziere und die Mannschaften zurück, die ebenfalls freundlicher waren, als die frühern, die Thüre nicht immer abschlossen, sich nicht immer mißtrauisch oder ängstlich herandrängten, wenn die Wirtskleute die Speisen brachten. Der Unteroffizier, der am ersten Tage die Wache hatte, wäre sogar bereit gewesen, AufderMaur bei seinen Gefährten speisen zu lassen, wenn dieser nicht erklärt hätte, die offizielle Erlaubnis abwarten zu wollen.

Die Stimmung wurde nunmehr behaglicher. Man hatte nicht mehr über verloren gegangene Briefe zu klagen. Immerhin war der Briefwechsel mit Zürich, der Sicherheits halber nicht durch die Post, sondern durch dritte Hände gieng, nicht allen Fährlichkeiten enthoben. Begegnete es doch einmal, daß ein Brief Hirzels eine Woche, nachdem er geschrieben, vom Lenzburger Boten eröffnet in einer Schenke bei der Sihlbrücke abgegeben wurde.

Nur die Besuche unterlagen stets noch gewissen Schwierigkeiten. Die Annahme war anfangs dem Kommandanten überlassen gewesen. Dann hatte man für gut befunden, eine höhere Instanz zu bezeichnen. Es hieß, die Besucher hätten entweder bei Ney in Bern, oder bei General Eppler in Solothurn, oder bei General Barbou in Zürich um Erlaubnis einzukommen. Die Bewilligungen wurden stets anstandslos erteilt. Nur Eppler, der sich vom einstigen Unteroffizier im Regiment Salis-Samaden zum General emporgeschwungen hatte, ließ sich einmal wohl durch seine patriotischen Gefühle verleiten, unter Berufung auf Ney einen Abschlag zu erteilen, mußte es aber erleben, von diesem desavouiert zu werden, als die Gesuchsteller sich nach Bern wandten.

Hauptmann Gros konnte diese Übelstände nicht abstellen, aber er suchte sie einzuschränken. Er sah nicht streng darauf, daß nur französisch gesprochen wurde, trieb die Besucher nicht so rasch wieder weg, sondern ließ sich gefallen, daß sie längere Zeit blieben, gestattete ihnen, falls sie von weiter her zugereist waren,

bis abends 9 Uhr zu verweilen, und ließ sie zeitweilig mit den Gefangenen ganz allein.

Diese Nachricht war im Hinblick auf die allgemeine Lage wohl zu rechtfertigen. Die Franzosen hatten nirgends Widerstand gefunden. Die föderalistische Bewegung war nach der Auflösung der Tagsatzung ganz in sich zusammengefallen. Die Wahlen in die Konsulta waren an den einen Orten rascher, an den andern widerwilliger, aber allenthalben ruhig vor sich gegangen, die Teilnehmer — Abgeordnete und Freiwillige — spätestens Anfangs Dezember in Paris eingetroffen, wo am 10. die Verhandlungen unter dem Vorsitz Barthélemy's mit Verlesung eines Schreibens Bonapartes eröffnet wurden und wo nun über das Schicksal des Landes beraten wurde, während zu Hause die wieder eingesetzte unitarische Regierung sich nur geringen Ansehens erfreute.

Auch die obern Instanzen fiengen an, die Dinge auf Aarburg gehen zu lassen, und als einmal — nicht von Mey, sondern vermutlich von Eppler — wieder eine schärfere Praxis angeordnet wurde, hielt sie nicht lange vor. So konnte es geschehen, daß der Wechsel der bewachenden Kompagnien stets nur eine Verbesserung der Lage brachte, da auch die folgenden Kommandanten höfliche, gefällige und freundliche Offiziere waren. Auf Kapitän Gros folgte Mitte Dezember Kapitän Dubois, der sich täglich zur Unterhaltung am Kamin einfand, mancherlei zu erzählen wußte und gerne die Zeitungen einsah, die die Gefangenen erhielten. Mitte Januar trat an seine Stelle Kapitän Martinez. Der erklärte ganz offen, daß er seine Vorschriften nicht wörtlich aufzufassen, bei den Besuchen nicht immer zugegen zu sein und seine Nase nicht in die Briefe zu stecken gedenke; denn wenn die Gefangenen hinter seinem Rücken korrespondieren wollten, so wußten sie sicherlich Gelegenheit dazu zu finden. Er bot sogar Hand dazu, daß für die Freunde und Gefinnungsgenossen aus der Nähe, zu denen sich im Laufe der Zeit auch Vater und Bruder des einen der beiden Solothurner Deputierten an der Konsulta, Frey von Olten, gesellten, wöchentlich ein offener Tag bestimmt wurde, da sie freien Zutritt hatten. Abends nahm er häufig am Whist Theil. War er ausnahmsweise einmal schlechter Laune und geneigt, den offenen Tag zu vergessen, so verfehlten einige Flaschen Wein ihre Wirkung nicht.

Die auf dem ganzen Kontinent herumgeschlagenen Offiziere wußten augenscheinlich den Verkehr mit gebildeten und einsichtigen Männern zu schätzen. Machte doch sogar einer der Husarenoffiziere, die seinerzeit die Gefangenen von Zürich nach Aarburg geleitet hatten, ihnen im Januar von Olten aus, wo er in Garnison lag, mit einem Kameraden einen Besuch. Ebenso ein anderer aus Aarau, ein geborener Bärner, der die gute Aufnahme rühmte, die er bei Landvogt Hirzel im Bleicherweg gefunden habe, und dann erzählte, wie er bei einem späteren Besuch von diesem mit großer Zurückhaltung aufgenommen

worden sei, bis er auf seine Frage erfahren habe, daß ihm die Verhaftung eines Verwandten sehr nahe gehe. Wie die Offiziere, so stellten sich auch die Soldaten freundlich zu den Bewachten. Hielten diese sich auf der Terrasse auf, so machte die untenstehende Wache sie auf Besucher aufmerksam, die auf der Landstraße herangefahren kamen, und in der Zeit des Karnevals führten sie die einstudierten Tänze und Pantomimen auch vor den Verhafteten auf.

IV.

Die Gefangenen hatten sich, wie nicht anders zu erwarten, selbst zu be-
föftigen. Eine der ersten Sorgen nach der Ankunft auf Narburg war deshalb die der Ernährung. Am nördlichen Fuß des Schloßhügels, innerhalb der Ringmauern, in der Nähe des Älteren Tores lag das Gasthaus zur Krone, das Hauptgasthaus des Städtchens, das später, als die Eisenbahn entstand, zum Bahnhof verlegt wurde. Mit seinem Inhaber, namens Streichenberger, wurde gleich in den ersten Tagen vereinbart, daß er das Essen zu liefern habe. Von dem Grundsatz aus, daß Mäßigkeit Gefangenen ganz besonders zieme, wurden nur zwei Mahlzeiten bestellt, auf 9 Uhr das Frühstück und auf 3 Uhr das Mittagessen. Die Pause dazwischen erschien jedoch bald zu lang. Es wurde ein zweites Frühstück auf 12 Uhr angefezt. Ganz von selbst schob sich damit das Mittagessen etwas hinaus, was schon aus dem Grunde vorteilhaft war, da in der Zeit der kurzen Tage das Tageslicht um so besser ausgenützt werden konnte. Mitunter, wenn im Gasthaus viel zu tun oder auf der Festung Besuch war, konnte es 6 Uhr werden, bis das Essen oben anlangte, was der hungrige Magen allerdings nicht als Annehmlichkeit empfand. In ganz besonderen Fällen, z. B. am Berchtoldstag oder als einmal ein Hochzeitspaar zu Besuch war, speiste man um 12 Uhr zu Mittag, kehrte aber sofort zur gewohnten Einteilung zurück, da zu viel von der wertvollen Tageszeit verloren gehe. Abends wurde vor dem Zubettgehen noch eine Tasse Tee getrunken, mitunter auch ein Punsch, wobei es dann vorkommen konnte, daß eine zu kräftige Mischung eine schlechte Nacht zur Folge hatte.

Die Umständlichkeit, die mit dem dreimaligen Transport der Speisen über den langen und hoch hinaufführenden Weg verbunden war, führte bald dazu, daß nur noch die Hauptmahlzeit aus der Krone bezogen wurde, die übrigen aber auf der Festung selbst zubereitet wurden. Das erste Frühstück bestand aus Kaffee oder Schokolade, vornehmlich spanischer. Das zweite war ein Gabelfrühstück. Die Hauptaufgabe dabei fiel wohl Nedings Diener Joseph Maria zu. Aber in dem täglichen Einerlei brachte die Sorge um die Ernährung auch den Gefangenen selber willkommene Abwechslung. Zellweger und AufderMaur ließen es sich nicht nehmen, bei gewissen Gelegenheiten, wenn Besuche im Städtchen über Nacht blieben und sich oben wieder zum Frühstück einstellten,

die Schokolade eigenhändig zu bereiten und zu dem Ende frühzeitig aufzustehen.

Diese Regelung der Ernährungsfrage wurde sehr erleichtert durch die Anlage eines kleinen Proviantmagazins. Das peinliche Aussehen, das die Verhaftungen weiterum verursacht hatten, äußerte sich sofort in praktischer Betätigung der Teilnahme, die man mit den Gefangenen empfand, indem man ihnen von allen Seiten her wohlschmeckende Spenden zukommen ließ. Aus Zürich z. B. lief von einer Badegesellschaft, die sich in Imnau getroffen und zu der auch Hirzel mit seinen Töchtern gehört hatte, ein Kistchen mit Würsten, Schweinefleisch, Tee, Zitronen, Rum u. s. f. ein. Escher im Wollenhof lieferte die einzige Ananas ab, die sein Garten getragen hatte. Ein anderer Geber sandte frische und kandierte Früchte; aber fatalerweise löste sich während des Transportes der Zucker in Syrup auf, der den ganzen Inhalt der Sendung überzog. Von Redings Schwager Castell giengen Salami, von den Damen der Zofinger Freunde Backwerk und Früchte ein u. s. f. u. s. f.

Auch Trankeame stellte sich in nicht minder großer Mannigfaltigkeit ein. Schon in Zürich hatte Hirzel auf die Reise eine Sendung von etlichen Flaschen Kapwein, einem Duzend Flaschen trefflichen Landweins und schönen Früchten erhalten, begleitet von folgender Widmung:

Mild und kräftig zugleich, wie die Seelen der würdigsten Männer,
Schuf der allmächtige Gott diesen belebenden Saft.
Besser schickt sich kein Wein, als dieser, für edle Gefangne,
Besser für sie sich kein Toast, als der Name des Weins:
Denn er wuchs an dem Kap der Guten Hoffnung, man nennt ihn —
Doch Ihr wißt ja schon lang, was Konstantia heißt.

Der Absender, der sich nur mit H. unterzeichnete, war vermutlich der Professor und nachmalige Chorherr Heinrich Hirzel. Mit Behagen wurde am Abend des zweiten Tages nach der Ankunft auf Aarburg der Inhalt der ersten Flasche vertilgt. Daneben erhielten die Gefangenen alten Seewein von Junker Wyß (vermutlich einem der beiden David v. Wyß), Markgräfler, Syrakusaner und Malaga, den der mit Hirzel befreundete Ratsherr Peter Vischer-Sarasin von Basel bei einem Besuch mitbrachte, provenzalischen Wein von Ringier-Seelmatter in Zofingen, Champagner und Liqueur von Oberst Imhof in Zofingen, Ryswein d. h. Waadtländer von Hauptmann Suter in Zofingen u. s. f. Scherzhaft schrieb Hirzel an Frau Vischer: „Ihr Beispiel von milder Wohlthätigkeit hat dergestalt um sich gegriffen, daß von Trogen, Schwyz und Zofingen Wein- und Liqueur-Provisionen aller Art uns zugeströmt sind und wir im Gutleben schwimmen, so daß, wenn wir nicht weise wären, wir uns zu Aarburg zu Tod trinken könnten: ein Ereignis, das manchen erfreulich, für uns aber gar nicht ehrenvoll sein würde.“

Dazu kamen Bestellungen, die die Gefangenen selber aufgaben. Zellweger ließ von Hause Schokolade, Salami und Maraschino u. s. f., aus Basel, Burgunder und Rum kommen; AufderMaur bestellte Kirschwasser, Hirzel zu wiederholten Malen Schokolade und Tee.

Als Verwalter dieses Proviantmagazins amtierte Zellweger.

Besondere Verdienste um die Gesellschaft erwarb sich Mathys, der sich aus Gründen der Sparsamkeit auf eigene Faust beköstigte, indem er sich der helvetischen Besatzung angeschlossen, ausnahmsweise aber seine Kochkunst den vornehmeren Genossen zur Verfügung stellte und ihnen, wenn Gäste da waren, zum zweiten Frühstück eine Suppe oder gewisse spezielle Gerichte, einen Risotto oder eine Minestra, kochte, die jeweilen gebührende Anerkennung fanden. Am Berchtoldstage bereitete er das ganze Mittagessen. Als ungebetene Proviantvertilger pflegten sich etwa Mäuse einzustellen, gegen die dann vermittelt der Mäusesalle ein Feldzug eingeleitet wurde, wobei sich die Verhafteten der Ähnlichkeit des Schicksals bewußt wurden, das auch sie in die Falle eingeschlossen habe.

Ebenso mußte für andere Bedürfnisse gesorgt werden; denn auch auf Aarburg spielte z. B. Rauch- und Schnupftabak keine geringe Rolle.

War es in dieser Hinsicht mit dem äußeren Menschen nicht so ganz schlecht bestellt, so mußte man sich nach einer anderen Seite recht eingreifende Änderungen gefallen lassen, die Hirzel in einem Briefe an Frau Bischer launig beschreibt. Er hatte darin soeben um einige Flaschen Wein aus dem ihm wohl von früher her bekannten Sarasin'schen Keller bescheidenlich gebettelt, „geguzlet“ wie er sich ausdrückte, und fährt dann fort: „Sie sehen, meine liebe Freundin, daß ich mir ordentlich die Zudringlichkeit eines Arrestanten angewöhnt habe. Auch habe ich im Äußeren das Ansehen eines solchen; denn da man uns anfänglich keinen Domestiken zur Bedienung lassen wollte, ließ ich meine Hinterhaare abschneiden, damit ich mein Haupt selbst besorgen könne. Ich wasche solches auch jeden Morgen mit kaltem Wasser und befinde mich so wohl dabei, daß das Jakobiner-Aussehen, welches das abgestutzte Haar mir gibt, dagegen gar nicht in Betracht kommt.“ Den abgenommenen Zopf sandte er nach Hause, wo, der Sitte der Zeit gemäß, allerlei kleine Andenken daraus hergestellt wurden. Der das Werk vollbracht hatte, war der Kompagnie-„Perruquier“, dem sich die Gefangenen auch zum Rasieren anvertrauten. „Statt wohlriechender Seifenkugeln, bemerkt Hirzel in seinem Tagebuch, bedient man sich zu Aarburg gewöhnlicher viereckiger Seifenstücke, deren Enden freilich im Anfang mit den Backenknochen in unangenehme Berührung kommen; bald aber vertragen diese sich auch mit dieser vierschrötigen Form. Indes hat sich die Gesellschaft doch ein besonderes Stück Seife angeschafft, um nicht mit dem Bärten der ganzen Kompagnie in ein zu nahe Verhältnis zu kommen.“

Bei aller Unmöglichkeit, für andere Zwecke, wie Vergütungen u. s. f. Ausgaben zu machen, und bei aller Reichhaltigkeit der geschenkten Naturalien bedeutete der Unterhalt auf eigene Kosten doch eine große Ausgabe für die Beteiligten. Für die Einrichtung und kleinere Bedürfnisse waren ebenfalls mancherlei Anschaffungen zu machen. Wo und wofür immer die Gefangenen die Dienste anderer in Anspruch nahmen, geschah es in ihrer Eigenschaft als ehemalige Staatshäupter, von denen man auch in der Bemessung der Entschädigung eine entsprechende Vornehmheit erwartete. Dazu kam, daß gerade bei Anlässen, wie sie die Verhaftungen darstellten, eine Masse von Mäulern und Gurgeln zu befriedigen waren, die in ihren Bedürfnissen keineswegs bescheiden waren. Die Offiziere pflegten hierin ihren Untergebenen mit dem besten Beispiel voranzugehen. Hatten sie doch ihrerseits an ihren Generälen treffliche Vorbilder.

Auf der anderen Seite hatten die Stürme der Revolution, die Anleihen, die durch Massena den früheren Magistraten der Städte auferlegt worden waren, die allgemeine Lähmung von Handel und Verkehr gerade dem Vermögen mancher früheren Regierungsmitglieder schwer zugesetzt. Auch von den Verhafteten befanden sich nicht alle in den weiten Verhältnissen Zellwegers. Aber die Teilnahme mit ihrem Loos sprach sich erfreulicherweise nicht nur in der Sendung von Lebensmitteln, sondern auch in nachhaltigerer Unterstützung aus. Hirzels Geschwister griffen mit einem ansehnlichen Betrag helfend ein. Zu noch lebhafterer Freude und Genugtuung mußte gereichen, daß auch anonyme Geschenke einliefen. Als Hirzels Sohn im Gasthaus zum Storchen die Rechnung begleichen wollte, die aus der Beköstigung während der im zürcherischen Rathhaus verbrachten Tage entstanden war, hielt man ihn anfangs beständig hin und gab ihm auf sein Drängen schließlich zur Antwort, es sei alles schon berichtigt. Ganz groß war die Überraschung, als Hirzels Tochter eines Tages 60 Louisdors zugesandt erhielt mit der Bestimmung „zur Bestreitung der Unkosten der Deportation“ und dem Ersuchen, sich jede Nachforschung, die doch nur vergeblich sei, zu ersparen. So sehr sich Hirzel dieser Teilnahme freute, so glaubte er doch für sich keinen Gebrauch von dem Geschenk machen zu dürfen; er wies den Sohn an, es der Hilfsgesellschaft zu übergeben.

V.

Wenn fünf Personen durch Wochen und Monate im gleichen Raum zusammengesperrt und beständig aufeinander angewiesen sind, keiner dem andern ausweichen kann und jeder immer die gleichen Gesichter sieht, so bedarf es nicht geringen Taktes, einander nicht überdrüssig zu werden. Augenscheinlich war sich die Gesellschaft dieser Schwierigkeit nicht unbewußt. In richtiger Einsicht wurde, abgesehen von den Mahlzeiten, auch für die übrige Zeit der Tag mög-

licht regelmäßig eingeteilt und dabei jedem Einzelnen die Möglichkeit gewahrt, sich mit sich selbst zu beschäftigen; denn gerade darin lag die wichtigste Voraussetzung dafür, daß das beständige Zusammenleben nicht als tötende Langeweile empfunden wurde.

Um 7 Uhr ungefähr pflegte man sich zu erheben, wobei schon beim Ankleiden das Gespräch auf die verschiedensten Gegenstände kam. Nach dem Frühstück folgte ein Spaziergang auf der Terrasse, den Hirzel gewöhnlich bis auf eine Stunde ausdehnte und während dessen die Frau des Abwärts das Zimmer in Ordnung brachte. Hernach setzte man sich an den „Kanzleisch“ und vertrieb sich die Zeit mit Lesen und Schreiben. Hatte die Post gerade Briefe und Zeitungen gebracht — ein Unteroffizier pflegte sie unten abzuholen —, so vergieng mit dem Studium der Neuigkeiten und dem Beantworten der Briefe der Vormittag oft so rasch, daß unversehens die Zeit zum zweiten Frühstück da war.

Hirzel führte einen ziemlich lebhaften Briefwechsel mit seinem Sohn und seinen Töchtern, daneben auch mit Vischer und dessen Gattin, mit denen er seit dem Jahr 1792, da er zur Zeit der Kriegswirren am Oberrhein als eidgenössischer Repräsentant in Basel weilte, eng befreundet war. Auf das Leben der Gefangenen werfen die Briefe an die „Frau Gevatterin“ — Hirzel war Pate des dritten Töchterchens — manches humoristische Streiflicht. Vornehmlich aber benutzte er den Vormittag dazu, das Tagebuch, das er in den ersten Tagen angefangen hatte, nachzuführen. Mit behaglicher Breite zieht alles, was die Gefangenen bewegte, äußere Erlebnisse und Gesprächsgegenstände, vor dem Leser des ca. 700 Seiten starken Oktavbandes vorbei. Immerhin legte sich der Schreiber doch eine gewisse Zurückhaltung auf. Wenn er sich nicht selber ausdrücklich einen alten Brausekopf nannte, so würden wir es aus dem Tagebuch nicht erfahren. Die politischen Angelegenheiten sind ruhig behandelt. Über das innere Empfinden wird verhältnismäßig wenig gesprochen, den verschiedenen Stimmungen nie erregter Ausdruck gegeben. Das empfahl sich schon aus dem Grunde, weil die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, daß das Tagebuch in unrichtige Hände gerate. Der Verfasser hatte deshalb die Vorsicht, zu verschiedenen Malen sich anbietende Gelegenheiten zu benutzen, um die beschriebenen Bogen nach Hause zu senden, wo sie unter Siegel bis zu seiner Rückkehr liegen bleiben mußten.

Die Aufzeichnungen Hirzels pflegte Würsch jeweilen abzuschreiben.

Der Nachmittag wurde häufig mit einem Spaziergang auf der Terrasse eingeleitet und die Zeit bis zum Mittagessen mit irgendwelchen Beschäftigungen verbracht. Der Abend war ausschließlich der Unterhaltung gewidmet, wobei Kartenspiel und Gespräch miteinander abwechselten. Nicht alle verstanden sich auf die Karten. Heding mußte sich im Whist unterrichten lassen, wobei es nicht an Gelegenheit zum Lachen fehlte, was, wie man fand, recht wohl-

tätig auf die Verdauung einwirkte. Beim Tee fand die Unterhaltung ihren Abschluß. Nur wenn sie ganz eifrig war, führte sie vor dem Zubettegehen vielleicht noch zu einem Standgespräch.

Der Sorgen um die Staatsleitung ledig, erfreuten sich die Parteihäupter in der Regel eines guten Schlafes, aus dem sie sich nicht einmal, wenn der Sturm das Fenster aufstieß oder ein beträchtliches Stück des Kaminschoßes herunterfiel, aufschrecken ließen.

Die Nähe von Schöffland und Zofingen erwies sich auch für die geistigen Bedürfnisse als höchst wertvoll. Die dortigen Freunde stellten nicht nur Hausrat, sondern auch ihre Bücher zur Verfügung. Aus der kleinen Bibliothek Jenners erbat Hirzel nach Durchsicht des eingesandten Kataloges gleich in den ersten Tagen für sich und seine Freunde folgende Werke: „Orlando furioso; Divina Comedia; Youngs Nachtgedanken, englisch; Garve, vertraute Briefe; Boccaccio; Kerstens, Mathematik; Wild, Geometrie und Rechenkunst; Trigonometrie; Mahler, Algebra; Bibliothèque britannique.“ Von zu Hause liefen Zeitschriftenhefte ein, deren Inhalt, wie man wußte, die Gefangenen interessierte. Vom Geistlichen des Städtchens wurde ein Band Predigten des bekannten Kanzelredners J. G. Zollhofer in Leipzig, eines St. Gallers, entlehnt. Jeden Sonntag Vormittag wurde daraus eine Predigt vorgelesen, an der die drei Katholiken und zwei Protestanten ihre gemeinsame Erbauung fanden.

Daneben war der Sinn begreiflicherweise stark auf Neuigkeiten gerichtet. Aus Schöffland, Zofingen, Thunstetten und woher man nur konnte, wurden Zeitungen erbeten. Traf ein Paß solcher ein, so setzte man sich sofort zum Studium hin. Selbst englische Zeitungen fanden ihren Weg in die Festung. Auch sonst suchte man sich Nachrichten zu verschaffen. „Die Staatsgefangenen hier sind sehr auf Neuheiten erpicht“, schrieb Hirzel an Frau Vischer; „wenn daher der Herr Gevatter dergleichen von Paris oder sonstwoher erfahren könnte, würde er uns durch die Mittheilung sehr verpflichten.“

In Hirzel besaß die Gesellschaft einen tüchtigen Mathematiker, der sich von jeher in seinen Mußestunden insbesondere mit Algebra beschäftigte und späterhin, nachdem er sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, seine philosophischen und historischen Studien stets durch Lösungen algebraischer Aufgaben unterbrach und seinen Enkeln Mathematik-Unterricht erteilte. Mit dieser Begabung verkürzte er auch seinen Genossen öfter die Zeit, indem er einzelne gelegentlich in mathematischen Fragen unterwies oder mathematische Scherzaufgaben stellte und lösen half.

An Angelegenheiten persönlicher Art, die den Einen beschäftigten, nahmen auch die andern Theil. Als Zellweger die Baupläne seines neuen Wohnhauses, das ohne das Mobiliar auf ca. 80,000 fl. veranschlagt war, zugesandt erhielt, wurden sie auch von den Genossen mit Eifer studiert. Auch

sonst wurde hervorgesucht, was zur Unterhaltung dienen konnte. AufderMaur, der Keding als Flötenspieler kannte, überraschte ihn eines Tages mit einem Instrument, das er nach langem Bemühen in Zofingen aufgetrieben hatte. Zwar befand es sich nicht im besten Zustand. Mit Mühe brachte Keding einige Walzer heraus. Aber diese übten eine unerwartete Wirkung auf die Füße der Zuhörer aus: die würdigen Parteihäupter unternahmen plötzlich ein Tänzelein. „Dies war das erstemal, daß Töne und Sprünge derart sich in unserm Verhaft hören und sehen ließen“, bemerkt das Tagebuch. In der Folge wurde das Instrument ordentlich angeblasen. Keding ließ, einmal ange-regt, dann sein eigenes kommen.

Mitunter regte sich sogar der Mutwille. „Ein Teil der Gefangenen“ — zweifellos war es der jüngere — hatte versucht, Brotkugeln möglichst weit zum Fenster hinauszwerfen, was hierauf von der Besatzung mit Steinen nachgeahmt wurde. „Nun kam heut dem Hrn. AufderMaur der Einfall, Bazen in Erdäpfel zu stecken und solche auf die Straße hinunter zu werfen. Seine Absicht war, die Leute zu überzeugen, daß, wenn ehevor durch's Werfen ab dem Schloß Schaden geschehen, solches nicht von den Verhafteten hergerührt habe. Ob just die Jugend von Narburg diesen Schluß daraus gezogen, steht freilich dahin. Aber wie aus den zersprungenen Erdäpfeln die Bazen herausfielen, machte sie sich weidlich auf die Beine, um solche aufzuheben. Wahrscheinlich ist auch nicht einer zurückgeblieben; so emsig setzten sie das Nachsuchen fort, lange nachdem nichts mehr zu fliegen kam.“

Im Städtchen gab das Bombardement zu reden. Als nach einiger Zeit ein Brief der spanischen Gesandtschaft an Keding mit der Aufschrift „Colonel des Armées de Sa Majesté Catholique“ eintraf, brachten die guten Leute, die zugleich etwas von einem spanischen General Keding (K's Bruder Theodor) gehört haben mochten, die beiden Tatsachen sofort in Verbindung: Alois sei spanischer General geworden und habe nach der Sitte der Urkantone seine Beförderung auf diese Weise gefeiert.

VI.

Die Hauptabwechslung bildeten die Besuche von Freunden und Verwandten, die sich von allen Seiten, aus der Nähe und aus der Heimat, öfter auch auf der Durchreise, einstellten, um den Gefangenen die Zeit abzukürzen. Ungleich stärker als der Briefwechsel verbanden sie diese mit der Außenwelt, indem sie ihnen die verschiedenartigsten Nachrichten, insbesondere über die politischen Ereignisse brachten, sie mit Zeitungen versahen, dabei allerdings auch den wechselnden Meinungen des Tages aussetzten und mit Teilnahme oder Abneigung gegen die äußeren Vorgänge erfüllten. Ihre Zahl war recht groß. Von den ca. 110 Tagen, die Hirzel auf der Festung verbrachte, verließen nur

etwa fünfzig ohne solche angenehmen Unterbrechungen. Im Anfange, mit Ausnahme der ersten Tage, waren die Besuche seltener. Gegen das Ende drängten sie sich mitunter so sehr, daß die Verhafteten den Segen gern verteilt hätten, sowohl um des Kommandanten willen, der den Auftrag hatte, nie mehr als drei, höchstens vier Personen zuzulassen, als auch, weil sie selber das Zusammentreffen zu vieler Personen als anstrengend empfanden.

Manche der Besucher blieben, wie das gar nicht anders möglich war, im Städtchen über Nacht und sprachen am folgenden Vormittag wieder auf der Festung vor. Die Gefangenen kamen also in die Lage, zu allen Tageszeiten Besuche zu empfangen, wobei es stets unter Wahrung der altherkömmlichen Formen zuging. Bot sich Gelegenheit, so ließen sie es sich nicht nehmen, die Gäste auch zu bewirten.

Anfänglich hatten die Besuche viel von ihrem Reiz entbehrt, da ihnen jede Gelegenheit zu einer vertraulichen Aussprache fehlte. Aber wie änderte sich das, als die Aufsicht milder gehandhabt wurde! Drollig schildert Hirzel, wohl mit Ausdrücken Redings, den ersten unkontrollierten Besuch der Freunde aus Schöftland, die gerade eintrafen, als die Verhafteten sich auf der Terrasse ergingen: Diesen war bei der Freiheit, sich mit ihren Freunden nach Herzenslust auszusprechen, ebenso zu Mute, wie einem Häuflein Nonnen, denen die Frau Mutter erlaubt, mit Gespielen, welche zum Besuch gekommen, nach Belieben in die Kreuz und Quer zu plaudern. Sie fragen, und über dem Nachdenken, wonach sie sich weiterhin erkundigen wollen, überhören sie die Antwort und fragen das gleiche wieder, bis sie allmählich ruhiger werden.

Die ersten, die lediglich zum Zwecke freundschaftlicher Unterhaltung aus größerer Ferne eintrafen, waren Wischer und seine Frau mit einem Sohne und Hirzels Patentöchterchen. Frau Wischer hatte zuvor die weite Reise fast als ein mutwilliges Unternehmen empfunden und sich Bedenken darüber gemacht. Aber die Aufnahme in Aarburg war derart, daß sie auf dem Rückweg, wie sie nach der Ankunft schrieb, in der gehobenen Stimmung mit ihrem Sohne den Hauenstein zu Fuß überschritt und gerne noch weiter marschiert wäre, wenn der Weg sich nicht so schlecht angelassen hätte. Ihr Gatte, bemerkte sie scherzend, empfinde allerdings mit den Verhafteten gar kein Mitleiden; denn ein Arrest in so guter Gesellschaft würde ihm nur Vergnügen gewähren — eine Bemerkung, die in ähnlicher Weise Oberst Joh. Jakob Meyer, der Platzkommandant Zürichs während der Andermatt'schen Beschießung, Hirzels Tochter Magdalene gegenüber tat. Die Freunde ihrerseits dankten mit einem von Hirzel verfaßten und von allen unterzeichneten Brief für die leider so kurze Erscheinung in dem verzauberten Schloß, wo sich das Leben nur zu sehr nach dem Asterschen Liedchen „Wo hört sich Weisheit besser“ und seinem Refrain „Zu viel ist ungesund“ richtete.

Kurze Zeit hernach trafen eines Tages gegen Abend Hirzels Sohn und zwei andere Glieder der Familie Hirzel, der Professor und nachmalige Chorherr Heinrich und dessen Bruder, der Hauptmann und nachmalige Oberstleutnant Salomon (nicht zu verwechseln mit dem Artillerie-Obersten gleichen Namens), auf dem Schlosse ein. Mit Erlaubnis des Kommandanten wurde die Fortsetzung des Besuchs zum ersten Frühstück verabredet. Zellweger erhob sich ganz besonders früh und verwandte zwei Stunden auf die Bereitung des Frühstückes, spanischer Schokolade zur Hälfte mit guter Milch gekocht. Der Trank fand allgemeinen Beifall, auch den des Kommandanten, der sich zum Frühstück eingefunden hatte. Zu Ehren der Gäste wurde der Barbier, der sich zu gewohnter Verrichtung seines Amtes hernach einfand, abgewiesen, da man es nicht schicklich hielt, in Gegenwart der Gäste diese Arbeit vorzunehmen. Die Reinigung des Zimmers dagegen wurde, da der Nebel sich lichtete und die Gesellschaft sich auf die Terrasse begeben konnte, nicht eingestellt. Zum zweiten Frühstück wurden die Gäste mit Salami und Wein bewirtet. Hernach führte man ihnen die tägliche Lebensweise vor, indem AufderMaur mit dem Professor sich zu einem Damenbrett setzte, Reding mit Hirzels Sohn Whist, Zellweger mit dem Hauptmann Hirzel Piquet spielte. Zum Mittagessen stellte Zellweger Marktgräser und Champagner auf. Gegen das Ende der Mahlzeit erschien wiederum der Kommandant. Noch unterhielt man sich eine Weile, dann verabschiedeten sich die Gäste, die Gefangenen nahmen ihren gewohnten Tee zu sich und begaben sich hierauf zur Ruhe.

Am Damenbesuch, so stellte Matthys seine Kochkunst zur Verfügung, um das zweite Frühstück etwas reicher zu gestalten. So half er, als im Januar Hirzels Töchter, begleitet von seinem Neffen Meyer zum Regenbogen, eintrafen, mit einem Risotto aus. Ein ander Mal hatte ein aus Solothurn kommender Besuch, Frau Settler geb. Besenval mit Herrn Koll von Betsburg und einem jungen Sury, unten im Wirtshaus das Mittagessen bestellt, dann aber sich entschlossen, um die kurzen Stunden auszunutzen, die Speisen auf die Festung herauftragen zu lassen. Inzwischen richtete, da es zugleich Zeit für das Gabelfrühstück der Gefangenen wurde, Matthys Suppe und Wurst, womit die Gesellschaft den ersten Hunger stillte, bis das bestellte Essen für die Gäste, zugleich aber auch das gewohnte für die Gefangenen kam, da die Wirtskleute es für ratsam erachtet hatten, die beidseitigen Mahlzeiten gemeinsam zuzurüsten. Frau Settler bezauberte durch ihre Anmut nicht nur die würdigen Staatsmänner, deren einer, als die Sonne während des Essens für einen kurzen Augenblick ins Zimmer guckte, dann aber wieder verschwand, bemerkte, daß sie n'avait pas osé entrer en lice avec la beauté qui ornaît la table, sondern auch Matthys, der zu ihren Ehren sich in seinen besten Staat warf und gepudert, mit gelben Lederhosen, rotem Gilet und grünem Rock wieder im

Zimmer erschien. Nach dem Kaffee verabschiedete sich der Besuch mit dem Bedauern, Keding nicht zur Teilnahme an einem am folgenden Tag in Solothurn stattfindenden Ball veranlassen zu dürfen.

Selbst eine Hochzeitsgesellschaft empfingen die Freunde bei sich. Mitte Februar erschien nach vorheriger Ankündigung an einem schönen Frühlingstage alt Landammann Karl Keding mit seinem den Gefangenen bereits von früheren Besuchen her bekannten Sohne Karl und dessen ihm am Vormittag angetrauten Gattin und mit Tochter und Schwiegersohn Baldinger. Der Kommandant, der zum Essen eingeladen worden war, gestattete der Gesellschaft bis halb zehn Uhr abends zu bleiben. Am folgenden Morgen um 8 Uhr früh stellte sie sich wieder oben ein, wobei sie Hirzel und Keding auf dem Morgen Spaziergang, die Bewohner des andern Zimmers dagegen noch im Bett trafen. Nach dem Frühstück führte der Kommandant die ganze Gesellschaft in den Festungswerken herum, die die Gefangenen bei dieser Gelegenheit zum erstenmal in Augenschein nehmen konnten.

Anspruchslos war ein anderer Besuch von zwei einfachen Luzerner Bauern aus Eschenbach und Rotenburg, die einige Flaschen Elsäßer Wein als Geschenk mitbrachten und sich die Gunst ausbaten, mit den Gefangenen speisen zu dürfen, was diese, zwar über die Bitte etwas verwundert, gerne gestatteten. Erst hernach erfuhren sie, daß die guten Leute im Wirtshause eine Mahlzeit für alle bestellt hatten, daß aber der verständige Wirt dem Auftrag nicht nachgekommen war, sondern sich nach der gewöhnlichen Anordnung gerichtet hatte.

Auch sonst empfingen die Gefangenen gerade aus einfacheren Schichten der Bevölkerung mancherlei Beweise der Teilnahme.

Nicht geringe Aufregung verursachte eines Tages Matthys, als er die Nachricht brachte, Kedings ältester Bruder Theodor, der General in spanischen Diensten, der sich gerade auf Urlaub in der Schweiz befand, sei unten im Städtchen angekommen; ein Sergeant, der ihn in Spanien gesehen, habe ihn erkannt. Alois hatte so viel von diesem Bruder erzählt, daß die Genossen sich recht freuten, dessen Bekanntschaft zu machen. Sofort wurde Joseph Maria hinuntergesandt; aber bald kam er mit dem Bericht zurück, die Wirtsleute wüßten nichts, als daß der Kondukteur den General Eppler auf der Postroute angetroffen habe.

Zweimal bildeten sogar politische Angelegenheiten die Veranlassung zu Besuchen, das eine Mal, als Dr. Jay von Arth, der Abgeordnete des Distrikts Schwyz an die Konsulta, Keding vergeblich zu überreden suchte, sich nach Paris zu begeben, das andere Mal, als Würsch durch einen Abgesandten aus Midwalden angefragt wurde, wie man sich zu den unerschwinglichen Entschädigungsansprüchen, die gegen die Föderalisten erhoben würden, zu stellen habe, worauf Würsch erklärte, als Staatsgefangener keine Meinung aussprechen zu können.

Der interessanteste Besuch, der vorsprach, war General Rey, der im Januar auf dem Wege nach Basel durch Aarburg reiste, in der Krone übernachtete und sich bei den Gefangenen auf halb acht Uhr morgens zum Frühstück einlud. Lassen wir Hirzel selber erzählen:

„Es war alles gerüstet, als der General mit seinem Aide-de-camp Pechet, seinem Sekretär Chimel und einem anderen Sekretär Drouette, dessen Vater eine Schwaller von Solothurn geehelicht und der bei Barthélemy als Sekretär gestanden, und in Begleit des Kommandanten ins Zimmer trat. Er hatte das Haupt beim Eintritt bedeckt, legte aber den Hut sogleich bei Seite. Man mußte uns alle ihm bekannt machen, und er sagte einem jeden etwas. Wie Herr AufderMaur das Zimmer betrat, bewillkommnete der General auch ihn, und da man sich eben zum Frühstück setzte, wies er demselben neben sich einen Platz an. Während die Schokolade und ein Glas Madeira getrunken wurde, sprach der General von der unangenehmen Notwendigkeit, in der sich die französische Regierung befunden habe, die Chefs der Insurrektion anhalten zu lassen, zumal einzig dadurch das Volk habe gestillt werden können. Man bemerkte demselben, daß nur der allgemeine Volkswille uns an die Spitze der letzten Unternehmung gesetzt habe . . . Er sprach dazwischen an einemfort: Ja, man könne eine Regierung nicht so behandeln lassen. Wenn sie es aber verdiene? wurde darauf erwidert. Gleichviel, fuhr er fort; jede Regierung muß respektiert werden u. s. f. Darauf mußten wir wie aus den Wolken fallen, als er uns Gliedern der Regierung vom Oktober 1801 vorwarf, daß wir im April ausgetreten, und, als Herr Reding ihm zu bemerken gab, daß wir's wohl haben tun müssen, wie wir beobachtet, daß der Minister Berninac an unserer Entfernung arbeite, der General das Wort nahm und sagte: Ja, das haben wir durch unsere Anhänglichkeit an das Wallis und die Widersprechlichkeit gegen den Plan des ersten Konsuls uns zugezogen.

„Den gleichen Vorwurf wiederholte er dem Herrn Reding, da er eine Weile mit ihm auf der Terrasse spazierte. Aber dieser entgegnete, er werde es sich immer zur Ehre rechnen, hierin seiner Pflicht gemäß gehandelt zu haben. Sonst erzählte er demselben, daß er wohl bemerke, daß die Patrioten die Minderzahl in der Schweiz ausmachen. Sie seien nach den von Paris eingelangten Berichten zu ihm gekommen und haben gejammert, sie seien verloren und müssen nun in Frankreich ein anderes Vaterland suchen. Er habe ihnen darauf gesagt, in dem Fall wolle er ihnen Pässe geben. Allein dieses habe sie keineswegs aufgerichtet. Von unserer künftigen Verfassung berichtete der General, sie werde Herrn Reding nicht mißfallen, da dieselbe mit seinen Gedanken übereinstimme. Herr Reding versetzte, der Unterschied bestehe nur darin, daß wir als Schweizer das besondere, so wir bedürfen, besser kennen, als noch so geübte Staatsmänner im Ausland, nebst dem, daß wir eigentlich wieder auf unsere

ehevorige Unabhängigkeit zurückzukommen gewünscht und daher ohne fremde Einwirkung uns haben konstituieren wollen.“

„Der General äußerte sich gegen Herrn Reding unverhohlen, daß unsere Neutralität nur eine Chimäre sei, seitdem das Gleichgewicht in Europa der französischen Übermacht weichen müsse; und eben daher sei es unflug, sich derselben nicht zu fügen; denn zuletzt sei kein anderes Recht, als das des Stärkeren . . .“

„Früher schon sagte er auch, wenn Herr Reding seiner Einladung gemäß sich mit ihm besprochen hätte, würden alsdann die Sachen eine viel sanftere Wendung genommen haben. Herr Reding bedeutete ihm aber, daß bei der Stellung, in welcher er sich befunden, dieses nicht möglich gewesen sei, und daß er keineswegs absehe, wie die Begebenheiten anders hätten kommen können.“

„Pechet sagte dem Verfasser des Tagebuches, daß er eben von dieser Konferenz ihm zu Schwyz gesprochen. Darauf wurde ihm versetzt, daß dieselbe gewiß keine Änderung würde bewirkt haben. Übrigens konnte er sich keiner solchen Äußerung von Pechet erinnern; auch Herr Zellweger wußte sich derselben nicht zu entsinnen.“

„Am Ende hieß es, wir Schweizer seien eigentlich bestimmt, als Hirten, Ackerbauer und Kaufleute in friedlicher Ruhe unser Leben hinzubringen, und um dem Überfluß der Population eine Ableitung zu geben, müssen wir etwa 20,000 Mann in Diensten der verschiedenen europäischen Mächte haben.“

„Nebenzu bemerkt Ghimel, es sei ein ausgezeichnete Beweis von Achtung, den uns der General mit diesem Besuch gebe.“

„Nachdem man sich die aufgestellten Erfrischungen hatte belieben lassen, nahm der General und seine Eskorte Abschied und verließ uns in nicht geringem Erstaunen über diese Erscheinung.“

VII.

So verlief den Gefangenen die Zeit in einem zweckmäßigen Wechsel von Beschäftigung und Unterhaltung. Schon die Regelmäßigkeit bewirkte, daß die Stimmung im ganzen gleichmäßig ruhig war. Noch mehr trug dazu das Gefühl bei, daß man ohne Verschulden und nur, weil man der Pflicht und der eigenen Überzeugung gemäß gehandelt habe, in die Gefangenschaft geraten sei. Man müsse, meinte Hirzel, selber eine solche Lage erlebt haben, um inne zu werden, mit wie viel Entbehrungen sie verknüpft sei, aber auch zugleich den Trost zu empfinden, der in so mancherlei Aufmerksamkeiten von Bekannten und Unbekannten liege. Schon die erste Nacht brachte erquickenden Schlaf, und von Anfang an empfand man die Gleichförmigkeit der Gesinnung und die Rücksicht, die einer auf den andern nahm, aufs angenehmste.

Allerdings kamen auch andere Stimmungen. Im Anfang drückte die Ungewißheit, ob man noch weiter weggeführt werde. Dann verursachte die Konfignierung AufderMaur's und die Behandlung der Besuche eine gewisse Bitterkeit. Die politischen Neuigkeiten erregten nicht selten die Galle. Nachts rüttelte dann und wann der Sturm an den Fenstern und brachte schwere Träume, Schlaflosigkeit und einen dumpfen Kopf, der am folgenden Morgen leicht zur Übellaunigkeit neigte. Nur um so eifriger griff man alsdann zur Arbeit, wie überhaupt das Bestreben herrschte, vom Unangenehmen sich möglichst abzuwenden, insbesondere das Gespräch von politischen Angelegenheiten rasch abzulenken.

Bisweilen stellte sich auch die Langweile ein, beim einen mehr, beim andern weniger. Reding äußerte sich einmal gegen Gäste, er empfinde „das Vergnügen, sie zu sehen und ihren Umgang zu genießen, wie die Religiösen, denen auch wieder einmal der Besuch von Fremden zu Teil werde. Man werde in der Reflusion einander satt, komme im Sprechen aus, und so gehe der eine und andere stumm und in sich gekehrt das Zimmer auf und nieder.“ Als hernach die Genossen im Scherz ihm Vorhalte über diese Äußerung machten, wandte er sich an Würsch, der sonst in solchen Fällen das Richteramt versah, und berief sich auf dessen Beispiel. Dieser weigerte sich jedoch, einen Spruch zu fällen, da er selber angeklagt werde, worauf Zellweger Reding scherzend vorwarf, man sollte fast glauben, er sei nicht gern allein, da er das zuweilen herrschende Stillschweigen mehr auf Überdruß als auf den Wunsch, den eigenen Gedanken nachzuhängen, zurückführe. Schließlich einigte man sich dahin: Wie überhaupt dem Gemüt jede Abwechslung willkommen sei, so müsse auch in der den Verhafteten auferlegten Abgeschlossenheit jeder Besuch Vergnügen bereiten; um sich aber vor Überdruß zu schützen, sei es am besten, die Regel zu befolgen, die man von selbst bis anhin beobachtet habe, nämlich jedem den freien Willen zu lassen, wie er seine Zeit anwenden wolle, im übrigen aber stets bereit zu sein, das Seinige zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen.

Der Erfolg blieb nicht aus. Ende Januar schreibt Hirzel in das Tagebuch: „Wir bemerken, daß wir, selbst wenn wir ohne fremde Gesellschaft sind, so beim Gespräch uns vergessen und uns die Zeit dergestalt unbemerkt vorbeistreichet, als es kaum in der Freiheit geschehen würde. Gleiche Gesinnung, gegenseitige Aufmerksamkeit, bei der man sich jedoch keinen Zwang auflegt, Bedürfnis, die Langweile zu entfernen, helfen ohne anderes mit dazu. Indessen muß man Stoff haben, den man mitteilen kann, und Empfänglichkeit, ihn aufzunehmen. Um zum einen wie zum andern fähig zu sein, muß man wissen, sich mit sich selbst zu beschäftigen, die häuslichen Freuden zu genießen und den echten gesellschaftlichen Ton aufzunehmen. Nur diese Mischung macht den Umgang angenehm und die Existenz neben anderen erträglich. Daher der Er-

zähler und Neuheitenjäger immer außer das Haus schwärmen muß, der Bücherfresser in der Gesellschaft sich nicht zu benehmen weiß und der Geschäftsmann die runzelnde Stirne im Familienkreis beibehält. Unter allen Unarten in diesem Fach ist übrigens die auffallendste, wenn Leute, welche außer dem Hause ganze Gesellschaften erheitern, Weib und Kindern daheim durch ihr Murren und Schelten das Leben verbittern. Auch das Geringfügigste ist indessen bei der Unterhaltung nicht zu verachten. Man muß es desto mehr zu Rate ziehen, je eingeschränkter die Sphäre der Existenz ist. Und Gefangene dürfen nicht allzu delikate sein über das, was sie aufmuntern kann.“

Am meisten beschäftigte die Gefangenen der Umstand, daß die Freilassung sich immer hinauszog. Bei ihrer Verhaftung war ihnen nichts Näheres über die Dauer mitgeteilt worden. Ob der Befehl dazu von Mey oder von Paris ausgegangen sei, wurde von den einen so, von den andern anders entschieden. Dritte wollten wissen, daß die Maßregel in Paris zwar mißbilligt werde; aber man beeile sich trotzdem nicht mit ihrer Aufhebung, sondern wolle abwarten, bis alle Abgeordneten, auch die der Distrikte Uri und Schwyz, in Paris eingetroffen seien. Ende November war das der Fall. Am 10. Dezember wurde die Konsulta eröffnet. Aber noch ließ die Entlassung auf sich warten. Am 12. Dezember machte Reinhard, wie sich aus einem Briefe S. J. Hirzels an seinen Vater ergab, anlässlich der Audienz des Zehner-Ausschusses beim ersten Konsul in St. Cloud einen Versuch zu Gunsten der Gefangenen, erhielt jedoch die Antwort, man könne jetzt auf dergleichen Dinge nicht eintreten.

Um so mehr beschäftigte sich das Gerücht mit der Befreiung. Schon am 17. November hieß es in Zürich, Hirzel sei befreit.

„Von 1 Uhr bis abends“, schrieb Hirzels Tochter Magdalene, „wurde unser Haus nie leer von Personen, die sich zu erkundigen kamen, ob Sie schon da wären. . . . Man hatte sie gesehen die Marktgasse herauffahren (Hirzel wohnte im Haus zum Reich am Neumarkt) — und man kannte Sie doch wohl. Sie spießen mit ihren Freunden bei uns zu Mittag. Wir hatten überall nach Schnepfen herumgeschickt, um die werthe Gesellschaft würdig zu bewirten. Alle diese Details bot man in der Stadt mit einer Zuversicht herum, daß man's beinahe übel nahm, wenn jemand daran zu zweifeln schien. . . Die wiederholten Nachfragen und Versicherungen über Ihre Zurückkunft machten uns doch zuletzt zweifelhaft und versetzten uns in einen unbeschreiblichen Zustand der Unruhe. Noch vor Abend wurden wir jedoch ziemlich aus dem Zweifel gerissen, da wir erfuhren, eine der sichersten Quellen, auf die man sich berief, beziehe sich bloß auf das, was schon einige Tage vorher war herumgeboren worden.“ Die Nachricht, daß Thormann sich zur Stellvertretung angeboten habe, wandelte sich sofort zu der andern um, daß sie angenommen worden sei. Mehr als einmal kam die Kunde, daß die Entlassung verfügt sei, auch in die Festung selbst. Noch am letzten

Tage des Jahres stellte sich mit freudestrahlendem Gesicht ein Überbringer der gewünschten Botschaft ein. Aber die Nachricht erwies sich immer wieder als falsch.

Die Verhafteten schienen anfangs in der That geneigt zu sein, die Gefangenschaft eher als eine Anordnung Neys und als vorübergehend zu betrachten. Aber je länger sie dauerte und je mehr die Verhandlungen in Paris fortschritten, um so mehr mußten sie einsehen, daß eine höhere Instanz ihre Hand im Spiele habe. Ihr Schicksal war augenscheinlich mit den Angelegenheiten des ganzen Landes verflochten und stand mit dem Verlauf der Consulta in engstem Zusammenhang. Vor den allgemeinen Rücksichten auf das Wohl und Wehe der Schweiz traten die eigenen einigermaßen in den Hintergrund. Je mehr die fünf Männer sich als einen Teil des Ganzen fühlten, um so mehr erhielt ihr eigenes Los den Charakter des Unabänderlichen, in das man sich mit Ruhe und Gleichmut zu fügen habe.

Schon Ende November schrieb Hirzel an seinen Sohn: „Wir leben in unserer Klause ruhig fort: vegetabilisch, animalisch und geistig durcheinander. Die Stürme der physischen und politischen Welt finden durch Wache und Riegel den Zugang nicht zu uns, und ich denke, wenn auch der Winterfrost uns hier noch trifft, so soll uns Ofen und Kamin und die warme Kleidung, womit man uns versehen, hinlänglich dagegen schützen. A propos, ich habe wirklich meine Pantalons gestern probiert. Ich sehe darin dem Robinson Crusöe nicht unähnlich. Überhaupt bekommt man so ein air prisonnier, daß ich fast besorge, ich habe den Herren Bürkli und Meister etwas Scheu eingejagt.“

Eine Woche später heißt es in einem Briefe an den nämlichen: „Wir befinden uns, Gottlob, noch immer alle gesund und mit dem nämlichen Gleichmut, wie von Anfang her, obgleich wir voraussehen, daß sich unsere Verhaftung noch weiter hinauszieheth, als man uns von allen Orten will glauben machen.“

Diese Gelassenheit, die vorab Hirzel, aber auch den andern eignete, bildete den besten Boden, auf dem sich die gegenseitige Rücksichtnahme der enge auf einander angewiesenen Verhafteten in ein freundschaftliches Verhältnis umwandeln konnte, das bei aller Verschiedenheit des Alters und des Charakters, bei aller Verschiedenheit auch dessen, was den einzelnen vorgeworfen wurde, alle miteinander verband. Besonders nahe kamen Reding und Hirzel einander zu stehen.

Nur Matthys, der ohnehin nicht zu dem geschlossenen Kreise gehörte, trug die Ungewißheit schwer. Auf eine von Hirzel redigierte Eingabe an General Eppler, worin er betonte, daß er nie politische Geschäfte besorgt, nie ein Amt bekleidet, gegen niemand die Waffen ergriffen habe, in seinem Geschäft zu Hause großen Schaden leide und auf der Festung sehr teuer leben müsse, war ihm

wohl das Versprechen, sich seiner anzunehmen, aber dann keine weitere Antwort zu Theil geworden.

VIII.

In die gleichförmig verlaufenden Tage brachte der Jahreswechsel einen willkommenen Unterbruch. Um am Sylvestermorgen nicht als letzter zu erscheinen, bestellte sich Keding, der sonst gerne der Bequemlichkeit huldigte, auf früh 7 $\frac{1}{2}$ Uhr ein Fußbad. Die Ironie des Schicksals wollte, daß dieses erst um 9 Uhr bereit und auch dann noch zu heiß war, um sofort benutzt zu werden.

In voller Pracht stieg am Neujahrstag die Sonne empor, was als gute Vorbedeutung betrachtet wurde. Am Vormittag richtete Hirzel eine „brüderliche Anrede“ an die Gefährten, worin er im Rückblick auf die Ereignisse des verflossenen Jahres ausführte, daß die Gefangenen nicht anders hätten handeln können, und mit warmen Worten hervorhob, wie wertvoll bei aller Unerfreulichkeit der Ursachen ihm das gegenwärtige Zusammenleben sei und wie viel innere Bereicherung er ihm verdanke. Bei der Mahlzeit wurde mit dem Becher in der Hand der Freundschaftsbund erneuert.

Auf Sonntag den 2. Januar richtete Matthys ein richtiges Mittagessen, bestehend aus Suppe, Schweinsleber, Kalbfleisch und einer Schafskeule, wozu Zellweger Gebäck aus Bozen stiftete, das er dorthier erhalten hatte. Den Tisch schmückten Blumen, die ein Zürcher Verehrer Hirzels gesandt hatte. Für diesen waren aus Zürich auch die Neujahrblätter der Stadtbibliothek und der Hülfsgesellschaft eingetroffen, jenes vom Professor Heinrich Hirzel, dieses vom Chorbherrn Johannes Schultheß verfaßt. In dem zweiten, das den Tod des im September bei der Andermattschen Beschießung umgekommenen Helfers J. G. Schultheß behandelte, hatte sich der helvetische Zensur Salomon Rordorf ein kleines Denkmal gesetzt, indem er ungefähr eine Seite, deren Inhalt ihm mißfiel, dem Rotstift verfallen erklärte, worauf die Gesellschaft den übrigen Satz stehen ließ, wie er war, und das Neujahrblatt einfach mit der entsprechenden Zensurlücke ausgab. Beim ersten dagegen hatte der nämliche Rordorf die Satire nicht bemerkt, womit der Verfasser, der die Zustände des unter der österreichischen Fremdherrschaft heuzenden Luzern vor dem Jahr 1332 schilderte, die Gegenwart persiflierte. Briefe aus Zürich meldeten nachträglich, daß die Hülfsgesellschaft am Berchtoldstag aus dem zensurierten Neujahrblatt nicht weniger als 1160 fl. gelöst habe, einen Beitrag des Zensors von einem Neuthaler mit dem Bibelspruch „Liebet eure Feinde“ inbegriffen. Auch erfuhr man, daß an den üblichen Mittagsmahlzeiten der Gesellschaften Trinkprüche auf die Narburger Gefangenen und deren baldige Befreiung ausgebracht worden waren, wozu ein unbekannter Geber der Hülfsgesellschaft einen kunstvollen alten Becher geschenkt hatte.

An die Neujahrsfeier knüpfte sich nachträglich noch ein kleines Erlebnis an. In Zürich war angeregt worden, die Verhafteten möchten zur eigenen Erinnerung und zu Händen ihrer Verwandten und Gesinnungsgenossen ein Bild von sich aufnehmen lassen. Hirzels Sohn, der die Angelegenheit lebhaft betrieb, traf mit dem Maler Johannes Pfenninger von Stäfa Abrede. Die Schwierigkeit war nur, den Künstler für die nötige Zeit — man dachte an acht Tage — auf die Festung zu bringen. General Barbou ließ sich nach einigem Hin- und Herreden bereit finden, einen Erlaubnisschein für den als Neffen Hirzels ausgegebenen Künstler auszustellen, worin aber die unerwünschten Worte „in Gegenwart des Kommandanten“ standen. Das schien nicht unbedenklich, da es die Arbeit verzögern mußte. Auf Hirzels Rat nahm Pfenninger den Paß zu sich, wies ihn aber gar nicht vor, sondern meldete sich, begleitet von Kupferstecher Falckeißen, eines Vormittags auf der Festung einfach als sein Neffe, worauf er ohne weiteres Zutritt erhielt. Sofort begann die Sitzung. Die Freunde grupperten sich so, wie sie am Neujahrstag Hirzels Anrede angehört hatten. Die allgemeinen Umrisse waren in wenigen Stunden fertig, am Abend die Figuren Würschs, Zellwegers und AufderMaur's. Am nächsten Tage folgten die der übrigen Personen. Die beiden Künstler beurlaubten sich, und auch das Zeichenbrett, das leicht zum Verräter hätte werden können, wurde von der Magd, die sich dabei wacker der schäfernden Franzosen erwehrte, glücklich weggebracht. Wäre die Sache ruchbar geworden, so hätte sie für den Kommandanten unangenehm werden können. Die Entschädigung für den Zeichner und die Reiseauslagen für ihn und seinen Begleiter waren auf zirka 15 Louisd'ors veranschlagt worden. Pfenninger arbeitete die Skizze zu einem Aquarell aus, das Falckeißen in Kupfer stach. Anfangs Mai erschien das Blatt im Handel. Es fand, wie anzunehmen ist, ziemlichen Anklang; denn noch heute sieht man es nicht selten in älteren Häusern.

* * *

Woche um Woche verfloß. Von ihrem Zimmer aus, das eine entzückende Fernsicht bot, verfolgte die Gesellschaft täglich das Schauspiel, das ihr das Wetter gewährte. Zum Glück war es ein milder Winter. Freilich meldet das Tagebuch auch von Kälte. Im Dezember heißt es einmal: „Die Kälte hat so zugenommen, daß man ungern das Kamin verläßt, und doch ist es auch nicht gut, immer am Feuer zu braten.“ Und Anfang Februar konnte Zellweger, der sich beim offenen Fenster zu waschen pflegte, feststellen, daß ihm das Wasser im Haar gefror. Jedoch ließ sich die Gesellschaft nie vom Morgenspaziergang auf der Terrasse abhalten. Auch hielt der Frost nie lange an. Reding prophezeite an jenem Morgen noch auf den nämlichen Abend Regen, was von den Gefährten zwar verlacht wurde, sich dann aber doch als richtig erwies.

Zum Glück erfreute sich die Gesellschaft im ganzen eines guten Gesundheitszustandes. Hirzel war während einiger Tage unwohl, erholte sich aber bald wieder. „Mein Unterleib“, schrieb er an Frau Vischer, „war so frech, sich des Prinzips der Frei- und Gleichheit zu bedienen, und murrte und kneipte seinen Herrn, daß es ein Grausen war. Nun dachte ich: der Bursche ist nur deswegen so unwirsch, weil man ihn zu wohl gepflegt hat; ich will ihn auf Wasser und Brot setzen; was gilt's, es wird besser werden.“ Das Mittel half. Die Frau Gevatterin aber antwortete — Hirzel hatte zugleich von der reichlichen Proviantzufuhr erzählt und kurz zuvor eine Probe Schnupftabak, um deren Besorgung er gebeten und mit der der Lieferant seinen Geschmack nicht getroffen hatte, wieder zurückgesandt —: „Ich glaube wirklich, daß das Wohlleben, in dem Sie sich mit Ihren Freunden befinden, einen Ausweg gesucht hat. Und die Diät, so Sie sich auferlegt haben, bestätigt es mir. Daß Sie im Überfluß leben, bezeugt mir Ihre wohlversehene Kleidung, womit Sie sich gewiß auf einer Maskerade hätten zeigen dürfen, ohne erkannt zu werden (Auspielung auf die „Robinson-Crusö“-Kleidung). Daß Sie vor Mutwillen nicht mehr wissen, was Ihnen schmeckt, beweist mir der gute Tabak, so Sie mir mit Protest zurücksenden, den ich aber gewiß mit 4 Bz. Porto auf Rechnung bringen will. Ein anders Mal werde ich Haberstroh senden, welches die verwöhnte Nase wieder in Ordnung bringen wird.“ Damit er aber über die Freundin nicht böse werde, legte diese den Zeilen — es gieng gerade auf Neujahr — ein zierliches Büchlein bei.

Die Ungewißheit, wie lange die Haft dauern werde, mochte indessen zeitweise die geistige Spannkraft doch etwas lähmen. Unterm 19. Januar berichtet das Tagebuch: „Heute wurden die Bewohner des großen Zimmers um halb neun Uhr noch im Bett überrascht. Schon ein paar Tage zuvor hatten sie es sich zu Schulden kommen lassen, daß sie aus dem Bett aufstehen mußten, um den Schlafriegel wegzuschieben; aber damals geschah es noch zwischen 7 und 8 Uhr. So hingegen scheint die Faulenzerei überhand zu nehmen, so daß es hohe Zeit ist, uns zu befreien, wenn wir nicht die ganzen 24 Stunden im Bett zubringen sollen.“ Um den Vorwurf der Trägheit von sich abzuwälzen, erhob man sich in den nächsten Tagen schon um sieben Uhr. Keding wettete, daß der Februar die Gefangenen im Besitze der Freiheit finden werde. Auch Hirzel, den übrigens seine Töchter zu ihrer größten Freude ruhig und heiter trafen, als sie ihn Mitte des Monats aufsuchten, schrieb der Gevatterin, auf den Februar könne es vielleicht richtig werden; das würde ja ganz gut zu dem üblichen Termin für den Dienstbotenwechsel passen.

An Bemühungen, die Entlassung der Gefangenen zu bewirken, fehlte es nicht. Schon Anfang Dezember waren aus Trogen und Stans Gesuche für Zellweger und Würsch beim helvetischen Vollziehungsrat eingelaufen und von

diesem Ney überwiesen worden. Ende des Monats gieng aus Bern eine Denkschrift an den der Schweiz wohlgesinnten Barthélemy ab, der sich aus der Zeit seiner Tätigkeit als französischer Gesandter insbesondere unter den Föderalisten zahlreicher Sympathien erfreute. Anfangs Januar wandte sich Peter Vischer ebenfalls an ihn. Leider war Barthélemy gerade krank und konnte sich der Sache nicht annehmen. Diese schien aber trotzdem auf gutem Wege zu sein; denn Mitte Januar verbreitete sich unter den Mitgliedern der Konsulta die Nachricht, der Befehl zur Freilassung sei bereits abgegangen. In Basel wollte man wissen, sie sei schon erfolgt. Aber die Bestätigung blieb wiederum aus. Frau Vischer, die bereits einen Glückwunsch an Hirzel nach Zürich hatte abgehen lassen, sah sich veranlaßt, den Gevatter zu trösten, indem sie ihm als Gegengabe für eines der erwähnten Haarandenken, das sie für ihr Töchterchen erhalten hatte, einen Haarbeutel mit einem nachgemachten (vermutlich aus Backwerk bestehenden) Zopf sandte und den leeren Raum des Beutels mit Geduldzeltchen ausfüllte, worauf Hirzel mit Humor erwiderte, er werde sich wohl hüten, den Zopf anzubinden, aus Furcht, die Jugend der Vaterstadt möchte ihm durch die Straßen folgen und dadurch den Franzosen Anlaß geben, ihn neuerdings zu verhaften, da er sich unterstehe, die Kinder gegen sie aufzuhehen, nachdem es den Erwachsenen entleidet sei.

Was die allgemeine politische Lage der Gesellschaft im ganzen versagte, gewährten Umstände persönlicher Art zweien ihrer Mitglieder. Auf Würsch, den ältesten der Freunde, wirkte die Haft nachteilig ein. Er fieng an zu kränkeln und sah sich Ende Januar genötigt, ein Gesuch um Entlassung an Ney zu richten, das die Genossen in einer besondern Eingabe angelegentlich unterstützten. Nach drei Tagen brachte ein Ordonnanzoffizier Ney's die Freilassung, aber unter Bedingungen, die die ganze Gesellschaft erregten. Würsch mußte sich von einem Offizier nach Hause begleiten, dort sich auf seine Kosten von einem Unteroffizier überwachen und durch den Regierungstatthalter alle zehn Tage Bericht über seinen Gesundheitszustand einsenden lassen. Am Morgen des 30. Januars reiste er in Begleit eines Offiziers und des Wirtsjohns aus der Krone ab.

Die bevorstehende Niederkunft der Gattin brachte Zellweger die Entlassung. Schon Anfang Dezember hatte sich sein Bruder Joh. Caspar mit dieser Begründung nach Bern gewandt. Nun reichte Zellwegers Gattin selber ein Gesuch ein, und Ney entsprach ihm. Mit gemischten Gefühlen ließen die Freunde am 11. Februar den munteren und gefälligen Genossen ziehen, der sich als Verwalter des Proviantmagazins große Verdienste um sie erworben hatte und den sie recht vermißten. Auch er mußte sich gefallen lassen, die Reise in Begleitung eines Offiziers zu machen und zu Hause von einem Planton bewacht zu werden. Nach Zürich eskortierte ihn einer der beiden französischen

Lieutenants, eine gehirnlose Marionette, wie Hirzel bemerkt, die der taktvolle Kapitän Martinez stets von den Gefangenen fern zu halten gewußt hatte. Sein geistloses Geschwätz fand in Baden ein angenehmes Ende, da der Offizier sich während eines kurzen Besuchs bei Baldinger dermaßen mit Branntwein berauschte, daß er wie ein Mehlsack in der Kutsche weitergeführt, in Zürich ausgeladen und auf ein Bett gelegt werden mußte. Zellweger selbst konnte sich abends in Zürich gegen Abgabe seines Ehrenwortes frei bewegen und Hirzels Angehörige auffuchen. Folgenden Tages reiste er in angenehmerer Begleitung weiter.

Noch eine weitere Verminderung, wenn auch nur eine zeitweilige, erfuhr die Gesellschaft. Als Reding die Wette auf Freilassung auf Ende Januar verlor, gab er seinem Diener Joseph Maria für anderthalb Wochen Urlaub, um Weib und Kinder zu Hause zu besuchen. „Während seiner Abwesenheit“, bemerkt das Tagebuch, „wird freilich die Hausordnung ein wenig leiden und sind die Verhafteten gebeten, besonders wenn sie nicht selbst dabei Hand anlegen wollen, brüderlich ein Aug zuzudrücken, insofern etwa hie und da eine kleine Verwirrung oder ein Mangel an Reinlichkeit sich zeigen sollte.“ Mit Vergnügen sahen die Zurückgebliebenen am 9. Februar das getreue Faktotum wieder einrücken, das seinerseits den Dienst wieder munterer versah und sich namentlich auch der inzwischen von Ney gewährten Erlaubnis freien Ein- und Ausgangs aus der Festung erfreute.

IX.

Nun blieben nur noch Reding, Hirzel und AufderMaur mit Matthys zurück. In Paris war inzwischen am 24. Januar die letzte Sitzung der Konfulta abgehalten worden. Auf den 29. Januar hatte Bonaparte die Abgeordneten in die Tuileries zu der denkwürdigen, von ihm präsierten Schlußkonferenz berufen. Reinhard hatte die Gelegenheit benutzt, um mündlich die Freilassung zu berühren, war aber keiner Antwort gewürdigt worden.

Wiederum standen also die Gefangenen vor der Tatsache, daß sich ihr Schicksal von dem allgemeinen Gang der Dinge nicht lösen ließ. Ney besah, wie sich ergab, genügende Vollmachten, um in Ausnahmefällen zu handeln; aber die regelrechte Freilassung behielt sich der Gewalthaber an der Seine selber vor. Die Angehörigen Redings und Hirzels rüsteten sich zwar neuerdings zu Schritten in Bern. Aber dieser warnte seinen Sohn vor einer Enttäuschung: Ney habe gebundene Hände, und es werde nichts anderes übrig bleiben, als die Rückkehr der Abgeordneten aus Paris abzuwarten. Die Gefangenen machten sich um so weniger Hoffnung, da sie zu wissen glaubten, daß insbesondere aus den kleinen Kantonen die Entlassung hintertrieben werde aus Furcht, die Zurückkehrenden möchten auf das Volk in ungünstigem Sinne

einwirken. Schon daß Ney's Befehl, Zellweger zu entlassen, in Solothurn zwei Tage bei Eppler hängen geblieben war, schien auf den Widerwillen der Patrioten zu deuten. Zudem mußten sich die Zurückgebliebenen sagen, daß, wie Wütsch und Zellweger, auch sie im Fall einer Freilassung nur Ort und Form der Überwachung vertauschen würden. Am peinlichsten war die Lage für Matthys, dem in diesen Tagen eine ihm anhängliche Tochter starb und der, an körperliche Tätigkeit gewöhnt, die Zeit der Feldarbeiten nicht ohne Heimweh heranrücken sah und bemerkte, wenn der Februar vorbeigehe, ohne ihm die Befreiung zu bringen, so mache er sich sonst fort. Von den übrigen schrieb Hirzel seinem Sohn: „Wir leben, auch seitdem die Gesellschaft sich vermindert, vergnügt mit einander fort, und es scheint meine Gefährten gar nicht zu kränken, daß sie allein hier bleiben müssen. Du kannst leicht denken, wie tröstlich diese Stimmung für mich ist.“

Im allgemeinen vergingen die Tage wie gewohnt. Als vierter im Whist trat Matthys ein. Neu war, daß Hirzel und AufderMaur zwischen vier und fünf Uhr Schach spielten. Neu, daß auch Reding und AufderMaur sich mehr für sich selbst beschäftigten. Mit liebenswürdigem Humor bringt das Tagebuch den ersten in Beziehung mit der Erfindung eines optischen Telegraphen durch einen jungen Hettlingen von Schwyz. Da dieser ein Alpgut auf der Höhe westlich des Haggenpasses besaß, „von wo aus man in die Stadt Zürich hinabsieht und mit einem Teleskop alles deutlich unterscheiden kann, so wurde scherzweise vorgeschlagen, eine Telegraph-Korrespondenz zwischen Zürich und Schwyz zu etablieren, — ein Vorschlag, der gewissen Leuten, welche aus Bequemlichkeit die Feder ungern zur Hand nehmen, ungemein zu Statten käme, wofern er ausgeführt werden sollte. Inzwischen verbitte ich mir alle böswilligen Auslegungen, zumal man sich leicht gröblich irren könnte; denn, wer etwa dächte, das müßte den Herren Reding in selbsteigener Person angehen, der würde ihm ein schreiendes Unrecht antun, zumal derselbe seit ein paar Tagen sich ordentlich mit dem angestrengtesten Eifer hinter das Schreiben läßt und, wenn dieses Feuer anhält, wahrscheinlich uns alle zu Boden schreiben wird“. Der Eifer, den Reding zeigte, war Hirzels Tagebuch gewidmet, das er täglich gelesen, dann und wann mit Korrekturen und Nachträgen versehen hatte und, an Wütschs Stelle tretend, nunmehr abschrieb. AufderMaur dagegen entwarf eine große allegorische Zeichnung zur Erinnerung an die Haft, für die die passenden Aufschriften und Sinnsprüche auszuwählen, auch den Genossen Kurzweil verschaffte.

Anknüpfend an die Zeichnung Pfenningers war unmittelbar vor der Abreise Zellwegers beschlossen worden, Charakterschilderungen über die Verhafteten zu entwerfen, was aber, wie man fand, am besten jeder selber besorge. Zellweger kam nicht mehr dazu. Diejenige AufderMaur's ist verloren gegangen.

Wohl aber haben sich die Skizzen Redings und Hirzels, der beiden hervorragendsten Persönlichkeiten des Kreises, die ihm ihr Gepräge aufdrückten, erhalten. Zwar kann weder die eine noch die andere als vollständig bezeichnet werden. Beide gehen weniger vom Zentrum, als von der Peripherie aus, indem sie die Mängel und Eigenheiten nachweisen, ohne sie zu einem geschlossenen Bild zusammenzufassen. Aber beide geben höchst bemerkenswerte Aufschlüsse über ihre Verfasser.

Reding erscheint uns als Optimist. Er hat es sich „zur Pflicht gemacht, in jeder Gesellschaft, in der ich leben muß, den guten Eigenschaften eines jeden volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und über seine Schwachheiten, wenn sie die Sicherheit des Staates nicht gefährden mit aller möglichen Liberalität hinwegzuschliffen. Freilich darf ich mir nicht schmeicheln, ein großer Menschenkenner zu sein, indem ich mich nicht selten an Menschen betrogen habe; allein ich finde so etwas angenehmer, wenn ich auch meine Feinde wegen irgend einer guten Eigenschaft, die sie haben, noch achten kann, und nichts betrübt meinen Anblick hingegen so sehr, als ein Mann, für den ich alle Achtung verloren habe.“ Damit verbindet sich eine gewisse Leichtgläubigkeit, die er als einen seiner wesentlichsten Fehler bezeichnet: „Von meiner Jugend an den Umgang mit Leuten gewöhnt, die mich eben so wenig als ich sie zu betriegen suchten, wurde es mir zur Gewohnheit, nicht den geringsten Zweifel in ihre Versicherung von Treue oder Freundschaft zu setzen; auch hoffe ich, daß hierüber niemand Klage gegen mich führen werde.“

„Neben aller möglichen Offenherzigkeit“, heißt es dann weiter, „liegt in meinem Charakter noch etwas Verschlagenes, welches ich jedoch nicht als Falschheit taxiert zu wissen wünschte; nein, es ist in der That mehr die Folge der Vorsicht, mit welcher man sich in Revolutionszeiten verhalten muß.“

Humorvoll geißelt er seine Bequemlichkeit: „Einen derben Vorwurf mache ich mir täglich über meinen mit meinem Vermögen in gar keinem Verhältnis stehenden verschwenderischen Geist. Gerne möchte ich zu Zeiten durch mein gutes Herz entschuldigt werden; allein es ist leider mehr eine Folge von Mangel an Ordnung und einer alten liederlichen Gewohnheit, alle Bequemlichkeiten haben zu wollen. Der Hang zu diesen nimmt täglich bei mir zu, und ich besorge, daß meine natürliche Trägheit, welche sich damit paart, mich in sehr wenigen Jahren so hart strafen werde, daß ich den ganzen Tag auf einem alten Armenstuhl unbeweglich meinen Bauch betrachten werden müsse.“

Eigentümlich berührt es, den Mann, dem von Seiten seiner Parteigenossen so viel Verehrung entgegengebracht wurde, sein „allzu widriges Schicksal“ beklagen zu hören, das er, der Witwer, lieber allein tragen, als mit einer neuen Gattin zu deren und seines Töchterchens erster Ehe Unglück teilen wolle. An diesem Entschluß hielt er jedoch nicht fest. 1805 gieng er eine neue

Ehe ein, aus der ihm Nachkommen erwachsen, die in ihrem Kanton wiederum an erster Stelle stehen.

Zum Schluß bemerkt er: „Was ich liebe, lieb ich recht, und mein Vaterland über alles; und sollte dieses auch undankbar sein, so wird meine Anhänglichkeit an selbes immer die gleiche sein.“

Temperamentvoll beginnt Hirzel seine Skizze: „Im Grunde bin ich nicht mehr und nicht weniger als ein alter Brausekopf. Lebhaft, wie ich alles empfinde, ist mein Gemüt zu Freud und Aerger gleich schnell aufgelegt.“

Er bezeichnet sich als geschwornen Feind alles Unrechtes, fühlt diese Eigenschaft besonders gegenüber den Franzosen und allem dem, was sie über die Schweiz gebracht haben, und bekennt, ernst kämpfen zu müssen, um solche Stimmung nicht zu sehr um sich greifen zu lassen.

Den Freunden suche er ein treuer Freund zu sein, so weit ihn der Egoismus des Zeitalters nicht angesteckt habe. Große Lebhaftigkeit bezeugt er, der seine Gattin nach zwanzigjähriger inniger Ehe verloren hatte, auch gegenüber dem weiblichen Geschlecht. „Ich sehe“, bemerkt er, „schöne Frauenzimmer gerne; und diesen würde es gar nichts kosten, den alten Graukopf noch nährlich zu machen.“

„Gute Gerichte und köstliche Weine genieße ich; aber mit der Würze geistreicher und froher Unterhaltung. Ob ich gleich selbst weder gut spreche, noch angenehm erzähle, so ist's mir Dual, einer gedehnten, schleppenden Unterredung zuzuhören; und das immerwährende Geträtisch von armseligen Stadtneuheiten macht mich ordentlich krank. Gerne gestehe ich, daß diese Unduldsamkeit nach stolzem Pedantismus riecht.“

„Bin ich einmal wieder bei meinen Büchern, so werde ich leutescheu, und es kostet mich Anstrengung, den Umgang mit den toten oder stummen Lehrern mit der Geselligkeit zu vertauschen.“

Er schließt mit den Worten:

„Die Eitelkeit hat bei mir eine andere Wendung genommen; weder auf Außeres, noch auf Witz kann ich mehr Anspruch machen. Nun will ich weise sein, und siehe, alle Augenblicke reiße ich ein Loch in den Mantel der Weisheit, der mich bedecken soll.“

Über Hedings Stellung zu den Freunden gibt nichts besser Auskunft, als die Tatsache, daß er sowohl von Hirzels Sohn für ein im Februar geborenes Töchterchen, als von Zellweger für das zu erwartende Kind als Taufpate erbeten wurde. „Hätte der Pate“, schrieb der Vater der kleinen Moisia Henriette Hirzel, „bei der Taufe anwesend sein können, so wäre der Zulauf der Neugierigen so groß gewesen, daß man das Abendgebet statt in der französischen Kirche (im Chorherrengebäude) in der großen (d. h. im Großmünster) hätte abhalten müssen“.

X.

Inzwischen erfolgte in Paris der Abschluß der Mediationsverhandlungen. Am 14. Februar erhielten die Ausschüsse die Mitteilung, daß das Vermittlungswerk beendet sei. Am 19. fand die feierliche Übergabe der Mediationsakte an den von Bonaparte zum Landammann der Schweiz gewählten Ludwig d'Affry von Freiburg statt, und zwei Tage später empfing der erste Konsul die Abgeordneten in den Tuileries zu einer großen Abschiedsaudienz, an die sich ein Gastmahl angeschlossen. Die Deputierten, deren sehnlicher Wunsch, das teure Pariser Pflaster zu verlassen, schon längst auch nach Aarburg gedrungen war, konnten also die Rückreise antreten.

In der Festung traf auch direkte Kunde ein, daß sich die Befreiung nahe. Es verlautete, daß Eppler die eine der beiden Kompagnien von Aarburg wegziehen wolle und auf den Einwand, daß eine einzige zur Bewachung nicht genüge, bemerkt habe, daß die Gefangenen ohnehin bald freigelassen würden. Den Eindruck der bevorstehenden Liquidation machte auch die Forderung des neuen Kasernenverwalters, die Gefangenen sollten ihm zu Handen des Kantons Aargau die Unkosten für die Heizung begleichen, was diese jedoch rundweg ablehnten, da sie Gefangene der französischen Regierung seien. In der Folge wurde die Ausgabe von der helvetischen Regierung übernommen und aus der Kriegskasse berichtigt. Zwar brachten am 24. Hirzels Sohn und Nedings Schwager Castell die Nachricht, daß ihre von Thormann unterstützten Bemühungen bei Ney wiederum erfolglos gewesen seien. Aber dieser hatte ihnen immerhin die Mediationsakte vorgewiesen und bemerkt, daß er von Paris Befehle erwarte.

Drei Tage später, am 27. Februar, erschien nach dem Frühstück ein Ordnonanzoffizier Ney's, um die Freilassung anzukündigen, gleichzeitig aber die Freigelassenen auf Ehrenwort zu verpflichten, sich nach vierzehn Tagen wieder in Bern einzufinden und von dort nach einer beliebigen Stadt Frankreichs abzureisen, in der sie zu verweilen hätten, bis die neue Verfassung in der Schweiz eingeführt sei und die Neuwahlen stattgefunden hätten. Die Enttäuschung war groß. Anstatt der gänzlichen Freilassung nur ein kurzer Urlaub und hernach Landesverweisung! Die Verhafteten überlegten, ob sie die Freilassung überhaupt annehmen sollten, fanden dann aber, eine allfällige Wegführung nach Frankreich unter militärischer Begleitung lasse sich doch nicht verhindern, und es sei besser, wenigstens den vierzehntägigen Urlaub zur Ordnung ihrer Angelegenheiten zu Hause zu benutzen. Dem Ordnonanzoffizier wurde also das verlangte Ehrenwort schriftlich abgegeben, worauf er sofort wieder abreiste.

Einzig Matthys wurde unbedingt freigelassen. Gerne hätte er zur Feier des Tages ein gemeinsames Essen mit dem Kommandanten und dessen Gattin gerüstet, allein den anderen war wenig festlich zu Mute. Neding und

Hirzel bereuten beinahe ihr Ehrenwort, da sie die Bedingung je länger desto drückender fanden, und das Lächeln, mit dem der Offizier die Erklärung entgegengenommen hatte, wollte Hirzel nicht aus dem Sinn. Schon fiengen die drei an zu überlegen, welche Stadt sie wählen sollten: eine, die nicht weit von der Schweiz entfernt sei, in der sich billig leben lasse und Militär liege. Reding und AufderMaur übernahmen es, eine Liste aufzustellen; am 13 März sollte alsdann in Zürich, wo sie Hirzel abzuholen versprochen, die Wahl getroffen werden.

Am folgenden Morgen langte aus Bern der endgültige Befehl zur Entlassung an. Der Abreise stand nun nichts mehr im Wege.

In den letzten Wochen war mitunter davon gesprochen worden, wie man die Freilassung begehren wolle. In Zofingen und Schöftland wünschte man die Gefangenen für die erste Nacht zu beherbergen. In Zürich, wohin Reding und AufderMaur Zellweger und Hirzel zu begleiten gedachten, wurde von des letzteren Angehörigen bereits die Veranstaltung eines kleinen Festes mit musikalischen Darbietungen ins Auge gefaßt. Allein Reding fand mit Recht, daß eine solche selbst in geschlossener Gesellschaft abgehaltene Veranstaltung unangenehmes Aufsehen erregen könnte. Schließlich verabredete man, den Abend im allerengsten Kreise, höchstens mit Zuzug einiger weiteren Angehörigen, bei Hirzel zu verbringen. Hirzel Sohn sollte lediglich „Zeichnungen von Herrn Usteri (Joh. Martin Usteri) oder Herrn Hefß im Beckenhof (David Hefß) zur Hand bringen, die man alsdann ansehen könnte“.

Nun machte sich alles ganz anders. Gegen elf Uhr waren die Reisevorbereitungen zu Ende. Beim Kommandanten wurde ein gemeinschaftlicher Besuch gemacht und von Matthys, der ungesäumt abreifte, Abschied genommen. Dann verließen die Freunde das Schloß. „Beim Heruntersteigen wandelte uns,“ bemerkt das Tagebuch, „eine stille, frohmütige Empfindung an. Das Gefühl der Freiheit, die Aussicht, uns bald bei den Unsrigen zu befinden, und der wehmütige Gedanke, sie wieder nach einer kurzen Frist verlassen zu müssen, mischten sich untereinander, und so mäßigte sich die Freude, die sich unseres Gemüths sonst würde bemächtigt haben.“ Nach dem Mittagessen in der Krone trafen die Freunde aus Zofingen und Schöftland ein. Dann erfolgte die Abreise. Bis zur Kreuzstraße fuhr man zusammen; dort trennte sich die Gesellschaft, Reding und AufderMaur, um abends noch bis Sursee, Hirzel, um bis Lenzburg zu gelangen. Am 1. März traf dieser zu Hause ein, wo in aller Stille empfangen zu werden er noch am 27. Februar ausdrücklich angeordnet hatte.

* * *

Wäre die Landesverweisung allgemein bekannt geworden, so hätte sie zweifellos weit herum peinlichstes Aufsehen erregt und der teuer erkauften Be-

ruhigung des Landes und der Einführung der mühsam zu Stande gekommenen neuen Verfassung großen Abbruch getan; denn sie stand in schreiendem Widerspruch zu der allgemeinen Amnestie, die in den Übergangsbestimmungen eben dieser Verfassung hinsichtlich aller deren ausgesprochen worden war, welche sich als Privatleute oder als Magistratspersonen politischer Verbrechen schuldig gemacht hatten. Die Föderalisten hätten die Maßregel als einen Faustschlag ins Antlitz empfinden müssen. Zum Glück löste sich der Knoten unerwartet rasch.

Neding hatte noch am Morgen des 28. Februars in einem eiligen, durch einen Expressen beförderten Briefe dem getreuen Thormann in Bern den Sachverhalt geschrieben, und dieser, der von Gandolphe, dem Sekretär der französischen Gesandtschaft, die Mitteilung von der unbedingten Freilassung erhalten hatte, zögerte keinen Augenblick, den neuen Landammann d'Affry, der am 27. aus Paris in Bern eingetroffen war, am folgenden Tag eine Unterredung mit Ney gehabt und sich hierauf nach Freiburg begeben hatte, um sein Eingreifen anzufragen. Er kenne, schrieb er ihm, die Gründe nicht, um deren willen die Gefangenen nach anfänglichem Schwanken ihr Ehrenwort abgegeben hätten, zweifle aber nicht daran, daß es lediglich geschehen sei, um der Einführung der neuen Ordnung nicht entgegenzutreten. Nachdrücklich wies er d'Affry auf den schlechten Eindruck hin, den die Maßregel nicht nur bei den ausgesprochenen Föderalisten, sondern auch bei den Gemäßigten machen müsse, betonte die Unkosten eines solchen Aufenthaltes für die bereits durch die Narburger Gefangenschaft auch finanziell stark in Anspruch genommenen Männer und ersuchte den Landammann eindringlich, die Gefangenen zu Hause bleiben zu lassen, wenn nötig unter Aufsicht, oder, falls er sich hiezu nicht befugt glaube, den Sachverhalt in Paris darzulegen.

Dem Gewichte dieser Vorstellungen konnte sich d'Affry nicht entziehen. Zwar begann seine Gewalt erst am 10. März, auf welchen Tag die alte Regierung die ihrige ihm zu übergeben hatte. Aber er entschloß sich, trotzdem zu handeln. Noch am 1. März erließ er an alle fünf Beteiligten gleichlautende Schreiben, worin er zwar die Maßnahmen Neys billigte, sich aber freute, die Landesverweisung aufheben und die bedingungslose Freiheit aussprechen zu können. Am 4. März traf die Botschaft bei Hirzel, am 6. bei Neding und AufderMaur, vermutlich auch bei Würsch und Zellweger ein. Die Haft hatte damit ihren Abschluß gefunden.

Das Vorgehen Ney's weist Widersprüche auf, die sich an Hand des bis jetzt zu Tage getretenen Materials nicht ganz heben lassen. Die Memoiren des Generals erzählen, daß diesem sein Verhalten durch eine vom 22. Februar datierte und am 26. bei ihm eingegangene Instruktion Talleyrands vorgegeschrieben worden sei, worauf er sofort mit Darlegung der sich ergebenden Schwierigkeiten geantwortet habe, nämlich erstens, daß die Gefangenen mehr oder minder frei

seien, nach Frankreich zu gehen oder nicht zu gehen, und zweitens, daß die Amnestieerklärung der Mediationsakte auch in dem vorliegenden Fall eine bedingungslose Freilassung verlange. Talleyrand habe hierauf geschwiegen, Ney sich direkt an den ersten Konsul gewandt, und dieser habe nicht nur die völlige Befreiung angeordnet, sondern sogar die Wahlfähigkeit der Entlassenen bei den bevorstehenden Wahlen erklärt.

Diese Darstellung ist, wenigstens zum Teil, nicht haltbar. Vor allem bleibt für eine Anfrage in Paris keine Zeit, geschweige denn für eine zweimalige. Sodann hätte sich d'Affry zweifellos nicht herausgenommen, einer direkten Anweisung Talleyrands zuwiderzuhandeln, während er sich wohl erlauben durfte, eine Anordnung Ney's zu ändern, wenn ihm die in Paris herrschenden allgemeinen Absichten bekannt waren. Jedenfalls hatte es d'Affry gar nicht eilig, Ney von seiner Verfügung in Kenntnis zu setzen. Dieser erfuhr deren Inhalt zunächst durch Heding und erst am 13. März von d'Affry selber und auch dann noch in einer ziemlich unvollständigen Form, die ihn veranlaßte, in der Antwort zu bemerken, er nehme an, dessen Verfügung beziehe sich auch auf die übrigen Beteiligten. Schließlich wußte nach Thormann's Aussage — und dieser hätte sich wohl gehütet, in sein offizielles Schreiben an d'Affry eine Angabe einfließen zu lassen, deren er nicht ganz sicher war — Ney's Sekretär Gandolphe nur von einer unbedingten Freilassung. Trotzdem haben wir, wie es scheint, die den Entlassenen auferlegte zeitweilige Landesverweisung nicht schlechthin auf eine willkürliche Anordnung Ney's zurückzuführen, sondern auf Instruktionen der französischen Regierung, die jener freilich überschritt. Wie sich aus einem Schreiben des Generals an d'Affry vom 22. März ergibt, hatte man in Paris Bedenken getragen, den Gefangenen die Möglichkeit zu eröffnen, bei den durch die Mediationsakte angeordneten Neuwahlen sofort wieder an die erste Stelle ihrer Kantone zu gelangen. Aus diesem Grunde, bemerkt Ney, sei er beauftragt worden, „von ihnen das Versprechen einer Reise nach Frankreich über die Zeit der bevorstehenden Wahlen zu verlangen“. Das also, oder, wie man aus der bereits erwähnten Stelle der Memoiren, die Gefangenen seien „à peu près libres d'aller ou de ne pas aller en France“, zu schließen geneigt ist, die noch allgemeinere Forderung, sich auf allfälliges Verlangen Ney's zu der Reise bereit zu halten, mochte ursprünglich den Inhalt des Versprechens bilden, das den Entlassenen abzunehmen war. Durch die Zutat des Generals wurde aber aus der „Reise“ ein „Aufenthalt“, und aus dem Versprechen, sich zu solcher mehr oder minder bestimmt ins Auge gefaßten Reise bereit zu halten, das Ehrenwort, sich zum Antritt der zeitweiligen Landesverweisung in vierzehn Tagen in Bern einzufinden. So würde sich alsdann sowohl die Äußerung Gandolphes an Thormann über die unbedingte Freilassung erklären, als auch das von Hirzel bemerkte Lächeln des Offiziers, der zweifellos

wußte, daß die Botschaft, die er brachte, nicht so schlimm war, als sie lautete.

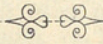
Liegt, wie man annehmen muß, wirklich eine eigenmächtige Verschärfung der erhaltenen Instruktionen vor, so erhebt sich sofort die Frage nach den Gründen. Auf eine verletzte Eigenliebe des Generals würde hindeuten, was Castell noch am 22. Februar unter vier Augen — wir vernehmen nicht, von wem — in Bern erfahren hatte, daß nämlich die Freilassung wahrscheinlich schon erfolgt wäre, wenn die Gefangenen selbst darum eingekommen wären. Jedoch scheint eine solche Annahme nicht zu dem zu passen, was wir sonst über Ney hören, der von Hirzel als eine raue Kriegsgurgel bezeichnet wird. Näher liegt vielleicht eine andere Erklärung. Das Tagebuch meldet mitunter von gewissen unitarischen Treibereien, die sich in dem Maße gegen die Freilassung richteten, da in Paris die Beratungen der Consulta einen mehr föderalistischen Charakter annahmen. Auch Reding wies in seinem Briefe an Thormann auf diesen Zusammenhang hin. Ney wäre danach von helvetischer Seite veranlaßt worden, die endgültige Freilassung im Interesse der ruhigen Überleitung der Dinge in die neue Ordnung um etliche Zeit zu verschieben und die Entlassenen einstweilen noch an einem festeren Faden zappeln zu lassen, als er in Paris gesponnen worden war. Auf einen gewissen Widerstand in helvetischen Kreisen scheint auch der Umstand hinzuweisen, daß die Schreiben d'Affrys vom 1. März erst am 4. in Zürich und am 6. in Schwyz anlangten.

Allerdings stößt auch diese Annahme auf eine Schwierigkeit, daß es nämlich gar nicht ersichtlich ist, was eine solche Ausschaltung der fünf Männer auf die Länge hätte nützen können, nachdem die Mediationsverfassung viel föderalistischer ausgefallen war als das Projekt, das seinerzeit der diplomatische Ausschuß der Tagsatzung von Schwyz ausgearbeitet hatte.

Wir sind also nach beiden Richtungen nur auf Vermutungen angewiesen.

Drei Wochen später wandte sich d'Affry nochmals in Sachen der Gefangenen an Ney, und diesmal hielt es dieser für angemessen, in Paris um Verhaltungsmaßregeln einzukommen. Die Appenzeller wünschten Zellweger zum Landammann zu wählen, und ähnliche Begehren waren auch hinsichtlich der übrigen Entlassenen zu gewärtigen. Am 21. März schlug d'Affry Ney vor, sich dem nicht zu widersetzen. Dieser antwortete folgenden Tags, daß auch er darin keine Übelstände erblicke, schrieb aber immerhin nach Paris, um Bonapartes Ansicht zu vernehmen, worauf Mitte April die Antwort eintraf, daß auch der erste Consul der Möglichkeit, daß die Entlassenen an die ersten Stellen ihrer Kantone gewählt würden, nicht entgentreten wolle. Damit hatte auch dieses Nachspiel sein Ende erreicht.

Die auf den vorstehenden Blättern geschilderten Vorgänge nehmen in dem Tagebuch verhältnismäßig nur beschränkten Raum ein. Viel ausführlicher als die äußern Erlebnisse sind von Hirzel die Gespräche aufgezeichnet worden, die zwischen den Verhafteten geführt wurden. Mitteilungen und Auszüge aus ihnen wird unser nächstes Heft bringen.



Anmerkungen.

Seite 3. Für das Ganze ist auf das lichtvolle Werk von W. Dechsl, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert Bd. I zu verweisen, dem die Zitate auf den ersten Seiten dieses Heftes entnommen sind. Das einschlägige Aktenmaterial ist enthalten in der monumentalen von Joh. Strickler bearbeiteten Amtlichen Sammlung der Akten aus der Zeit der helvetischen Republik, Bd. VIII u. IX (zitiert: Str., A. S. mit Band, Seite und eventuell auch Nummer). Für die vorstehende Darstellung ist außer dem Tagebuch Hirzels auch dessen Briefwechsel benutzt. Nähere Zitierungen beider wurden mit wenigen Ausnahmen unterlassen, da die Menge der Zitate zu groß geworden wäre.

Seite 5, Absatz 1. Verhaftungen: Str., A. S. IX, 313 Nr. 28, 550 ff., 696 Nr. 37, 890 Nr. 18; Brief J. J. Hirzels vom 18. Dez.

Seite 6, Absatz 1. Verhaftungen in Graubünden: F. von Wyß, Leben der beiden Bürgermeister Dav. von Wyß I 464. — Absatz 2. Hartmanns Freikorps: Str., A. S. IX, 76/77. — Matthys im Jahr 1798: Str., A. S. III, 163/64. — Absatz 3. Entwichene: Str., A. S. IX, 525 Nr. 7, 550/53. — Absatz 4. Nedding wurde unter Aufwand umfassender Vorsichtsmaßregeln während der Messe verhaftet, Str., A. S. IX, 466 Nr. 17. Vgl. ib. 462 Nr. 5, 503 Nr. 137, 504 Nr. 138 a, 514 Nr. 173, 550 Nr. 1 d, 554 Nr. 14.

Seite 7, Absatz 3. Würschs Behandlung: Str., A. S. IX 551/52.

Seite 8, Absatz 1. Befazung: Str., A. S. IX, 552 Nr. 6, 553 Nr. 10. — Absatz 2. Entlassungen: ib. 552 Nr. 8, 553 Nr. 12. — Absatz 3. Biographisches: Über Nedding, Hirzel und Zellweger: Allg. deutsche Biographie. Über Hirzel außerdem der von seinem Sohne verfaßte auch separat erschienene Nekrolog in der Schweiz. Monats-Chronik 1828; über seine Deportation nach Basel: Zürcher Taschenbuch 1900. Über Würsch: Nidwalden vor 100 Jahren, eine Erinnerungsschrift an den 9. Sept. 1798, S. 42 ff. Über AufderMaur hatte Herr alt Kanzleidirektor Kälin in Schwyz Notizen mir zuzustellen die Freundlichkeit. Als Geburtsjahr wird in Familienaufzeichnungen das Jahr 1779, in einer amtlichen Militärkontrolle dagegen 1775 genannt. Das erste Jahr ist ausgeschlossen, das zweite ist annehmbarer. Immerhin ist nicht unmöglich, daß das Geburtsjahr noch weiter zurückliegt, da A. 1796 bereits Hauptmann in sardinischen Diensten gewesen sein soll. Nach dem Hirzelschen Tagebuch hätten wir diesen Dienst allerdings erst in die Zeit nach 1798 anzusetzen. Vgl. auch F. v. Wyß I 434, Dechsl I 403, Str., A. S. IX 467. Auf die späteren Lebensdaten werden wir im nächsten Heft zurückkommen.

Seite 11, Absatz 3. Aarburg: Walther Merz, Die mittelalterlichen Burgen und Wehrbauten des Kantons Aargau. Auf der Bignette der ersten Seite ist das im Parterre gelegene Zimmer durch Pfeile angedeutet. Heute ist es durch eine Zwischenwand in zwei einseitige Räume geteilt, in denen sich die Bureaux für den Direktor und den Sekretär der Zwangsarbeitsanstalt befinden.

Seite 14, Absatz 2. AufderMaur: In den Akten über die Erbschaftsprüche von Kriegsbeschädigten in Folge der Insurrektion (Str., A. S. IX, 802—830) werden die Klagen Bonderweids nur kurz berührt. Allem Anschein nach waren sie nicht von größerer Bedeutung (ib. 827 Nr. 49). Auch sonst (ib. 805, 826) werden wohl Klagen gegen die von A. geführten Truppen, aber nicht gegen ihn persönlich vorgebracht. — Die Burgdorfer Angelegenheit: Str. A. S. VIII, 1331 ff. Die Mannschaften wurden freigelassen, die Offiziere

dagegen gefangen und nach Glarus verbracht. Die Tagsatzung bezeugte AufderMaur für sein Vorgehen ihre Zufriedenheit (Str. A. S. VIII, 1280, 1293, 1310, 1396. IX, 292). In Luzern hatte A. Staatsgelder sequestriert und 200 Louisdor, die er als Eigentum der helvetischen Truppen zu Händen gezogen, als Beute angesprochen, ib. IX, 152, 155, 299. — Absatz 3. Die Äußerung A's gegen Séras: Konr. v. Muralt, Hans v. Reinhard, S. 87, diejenige Séras': Str. A. S. IX, 550 Nr. 1c. Vgl. ib. 551 Nr. 2.

Seite 15, Absatz 1. Die Vorstellungen Thormanns in einem Briefe an Neding, der sich in der Hirzelschen Korrespondenz befindet. Absatz 3. Stellvertretung: Str., A. S. IX, 594 Nr. 17.

Seite 22, Absatz 3. Daß Würsch Hirzels Tagebuch abschrieb, ergibt sich aus einem nach der Entlassung an die auf Aarburg Zurückgebliebenen gerichteten Briefe. Der historische Verein von Nidwalden besitzt eine von alt Landschreiber Christen, Würschs Schwiegerohn, angelegte Abschrift des Hirzelschen Tagebuchs, der Würschs Erlebnisse bei der Verhaftung und beim Transport vorangestellt sind und die augenscheinlich auf die W'sche Kopie zurückgeht.

Seite 27, Absatz 5. Besuch Zays: Vgl. die beiden folgenden von entgegengesetzter Seite stammenden Äußerungen über Nedings Ablehnung. Der helvetische Staatssekretär Mohr schreibt an Stapfer: *Indépendamment de la mauvaise humeur dont R. doit être obsédé en ce moment, il peut encore pour d'autres raisons ne pas aimer à se mettre vis-à-vis de Bonaparte; il a été, et manet alta mente r(e)postum.* Thormann dagegen schreibt an Müllinen nach Paris über den Besuch, den Jauch und Zay bei Ney machten, als sie wünschten, Neding statt ihrer nach Paris zu senden: *Le général leur dit: . . . si vous voulez y envoyer M. de R., rien n'empêche; je ne ferai aucune difficulté de le laisser partir. Sur quoi ils lui repliquèrent que l'on ne pouvait exiger de M. de R. un pareil sacrifice, qui ne servirait qu'à le compromettre encore davantage en ce qu'il aurait l'air de n'avoir accepté la mission que pour sortir d'Aarbourg.* — Besuch Deschwandens aus Nidwalden: Str. A. S. IX 534.

Seite 33, Absatz 2. Die „Brüderliche Anrede“ ist von Euginbühl im Anzeiger für Schweiz. Geschichte N. F. V 250 ff mitgeteilt worden. Absatz 3. Cenfor Nordorf: Drei Abhandlungen von G. Meyer v. Ronau in den Jahrgängen 1888, 1889 und 1897 des Zürcher Taschenbuchs.

Seite 34, Absatz 1. Die Subskriptionsankündigung für den Stich: Str. A. S. IX 1174 Nr. 10. Das Aquarell befindet sich im Besitz des Herrn Herm. Hirzel-Stadler.

Seite 35, Absatz 3. Das Gesuch J. Casp. Zellwegers für seinen Bruder und eines der Gemeinde Stans für Würsch, beide vom 8. Dezember, bei Str. A. S. IX 554 Nr. 15. Vgl. 531.

Seite 41, Absatz 2. Entschädigungsforderungen des Kts. Aargau: Str. A. S. IX 554 Nr. 18–20. Beschwerden der Gemeinde Aarburg ib. 584, 587. — Absatz 3. Die ausdrückliche Bestimmung der Landesverweisung während der Dauer der Wahlen: Str. A. S. IX 1173 Nr. 9 und in einem Brief Hirzels an seinen Sohn, vom 27. Februar.

Seite 42, Absatz 4. Die endgültige Entlassung: Str. A. S. IX 1171–1174, 1236, 1238, 1243, 1289; Mémoires du Maréchal Ney II 156/58.



Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

Neue Reihenfolge.

- 1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Manes. 2 Hefte.
1851. Leben Johann Kaspar Drelli's.
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux.
1853 1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Grossmünster. 2 Hefte.
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser.
1856 1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich.
1862—1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. 2 Hefte.
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Grammer.
1865. Erinnerungen an Zwingli.
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.
1867. Das Freischießen von 1504.
1868. Der Kalender von 1508.
1869. Herzog Heinrich von Rohan.
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.
1871. Konrad Pelikan.
1872—1873. Die ehemalige Kunstammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.
1874. Die Legende vom heil. Eligius.
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrten, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. 2 Hefte.
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.
1879—1882. Die Holzschnidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. 4 Hefte.
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Grossmünster.
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Vögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. 2 Hefte.
1886—1887. Lebensabriß von A. Salomon Vögelin, Dr. phil. und Professor. 2 Hefte
1888. Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich.
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Megidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich.
1890. Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber.
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309.
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Theodor Vetter.
1894. Gottfried Keller als Maler, von Carl Brun.
1895. Die Wicksche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich, von Ricarda Huch.
1896. Joh. Martin Aferis dichterischer und künstlerischer Nachlaß, von Dr. Conrad Escher.
1897. Zürcher Briefe aus der Franzosenzeit von 1798 und 1799, von H. Zeller-Werdmüller.
1898. Johann Heinrich Waser, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler englischer Literatur, von Theodor Vetter.
1899. Der „Überfall von Nidwalden“ (9. Sept. 1798), bearbeitet nach älteren handschriftlichen Aufzeichnungen von Dr. Conrad Escher.
1900. Johann Heinrich Füßli als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter. Freier Auszug aus dem Manuskripte seines Biographen Wilhelm Füßli.
1901. Die Zürcher Familie Schwend (c. 1250—1536), von Ernst Diener.
1902. Johann Jakob Heidegger, ein Mitarbeiter G. F. Handels, von Theodor Vetter.
1903. Johann Heinrich Schinz, ein zürcherischer Staatsmann und Geschichtskenner im XVIII. Jahrhundert. Von Gerold Meyer von Knonau.
1904. Der Zürcherische Hilfsverein für die Griechen 1821—1828, von Alfred Stern.
1905. Heinrich Thomann, Landvogt und Seckelmeister (1520—1592), von Dr. Conrad Escher.
1906. Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—1558, von Dr. T. Schieß, St. Gallen.
1907. Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen von Johann Heinrich Schinz. Als Ergänzung zum Neujahrsblatt Nr. 259. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau.
1908. Die Staatsgefangenen auf Harburg im Winter 1802/03. Aus den Aufzeichnungen des Seckelmeisters Joh. Caspar Hirzel. Von Hermann Escher.

